

Tintenkleck



*interdisziplinäre Zeitschrift
für Nachwuchswissenschaftler*

Ausgabe 1
Februar 2017



Herausgegeben von
Kevin Kromphorn und Tamara Elsner

Tintenklex



Was dich erwartet:

Um das Wissen aus studentischen Arbeiten einem breiten Publikum zugänglich zu machen, veröffentlicht Tintenklex Forschungsergebnisse in Essayform.

Vielleicht bekommst du dadurch Impulse für deine eigene Arbeit.

Wer steckt dahinter?

Ein Studienprojekt im Literatur- und Kulturtheorie-Master. Mehr erfährst du im Kapitel ‚Die Herausgeber‘.

Du hast Lust auf mehr?

Tintenklex wurde im Rahmen des Projektstudiums gegründet - trotzdem war uns von Anfang an klar, dass wir das Projekt bei entsprechender Resonanz gerne weiterführen würden!

Bist du genauso begeistert wie wir? Dann schick uns doch deinen Beitrag zur nächsten Ausgabe!

Email: tintenklex@gmx.de



Endlich ist es soweit.

Liebe Leserin, Lieber Leser,

du wolltest schon immer mal wissen, was Mozart in seinen Briefen geschrieben hat? Oder warum eine gemeinsame Wirtschaft nicht für ein Gefühl von Gemeinsamkeit ausreicht? Warum wir unsere Welt nach Ähnlichkeiten ordnen und wer die Bilder in Arztpraxen aussucht? Antworten auf diese und andere Fragen geben unsere Autoren in dieser Ausgabe. Sie beschäftigen sich mit einflussreichen Denkern wie Hannah Arendt, Herta Müller und Michel Foucault, mit Antiliberalismus und Populismus, mit Literatur und Geschichte – und zeigen, dass Wissenschaft vor allem eines macht: Wissen schaffen! Und das nicht nur in großen Studien und dicken Büchern, sondern auch im Kleinen. Sie lässt uns mehr sehen und über unseren Horizont hinausblicken, sie gibt uns Ideen und hilft uns, andere zu verstehen.

Gemeinsam mit unseren Autoren freuen wir uns, einen Teil dazu beizutragen und wünschen dir eine inspirierende und anregende Lektüre.

Die Herausgeber



Aus diesem Heft

„Ma très chère Cousine! Bevor ich Ihnen schreibe, muß ich aufs Häusel gehen - - - jetzt ist's vorbei! Ach! - - nun ist mir wieder leichter ums Herz!“

Diese und andere schöne Auszüge vom Musikgenie höchstselbst findet ihr in Verena Zabels Essay: **Mozarts Bäsle-Briefe**

„Die ganze misslungene Kommunikation des Arztbesuches, sie beginnt mit der Kunst im Wartezimmer.«
(Milena Sigler)

„Demokratien können leider auch antiliberal sein.“
(Dennis Rieger)

„Wie auch die Figur nur in der Symbiose aus Hell und Dunkel existieren kann [...], so bedingen auch die beiden Erzähler einander.“
(Stefanie Hörz)

„Minderheiten können unter anderem auffallen, indem sie kulturelle Codes wie traditionelle Speise infrage stellen.“
(Patrick Sorg)

Inhalt

Bendel, Anne: Die Ästhetik des Schreibens. S. 4.

Deitermann, Lea: A Rhizomatic Post-World-Literature. S. II.

Felder, Alina: Dystopia then and now? S. 20.

Greim, Myrthe-Charlotte: Elizabeth Corbett's "New Amazonia". S. 29.

Heesch, Svenja: Sprechangst - ein rhetorisches Problem? S. 37.

Hörz, Stefanie: Warum trügerisch? S. 44.

King, Theresa: Den Binnenmarkt kann man nicht lieben. S. 52.

Koch, Sebastian: Wie "narrisch" ist Jakob von Hoddis Visionarr? S. 62.

Rieger, Dennis: Demokratie stärken, Populismus bekämpfen. S. 71.

Ringkloff, Hannes: Wann ist jemand Rassist? S. 79.

Roggenkamp, Philipp: Hermeneutik des Subjekts. S. 87.

Aus diesem Heft

Die Idee der Desintegration der Bevölkerung durch extreme Formen des Wettbewerbs bestimmt den Grundgedanken der *Hunger Games* Romane - finde heraus wie Alina Felder dieses Motiv mit Grundstrukturen aus Orwells Roman *1984* vergleicht.

Der Visionarr

Lampe blöck nicht.

Aus der Wand fuhr ein dünner Frauenarm.

Er war bleich und blau geädert

Die Finger waren mit kostbaren Ringen bepatzt.

Als ich die Hand küßte, erschrak ich:

Sie war lebendig und warm.

Das Gesicht wurde mir zerkratzt.

Ich nahm ein Küchenmesser und zerschnitt ein paar Adern.

Eine große Katze leckte zierlich das Blut vom Boden auf.

Ein Mann indes kroch mit gestäubten Haaren

Einen schräg an die Wand gelegten Besenstiel hinauf.

Sigler, Milena: Der Umgang mit dem ehemaligen Konzentrationslager Dachau. S. 96.

Sigler, Milena: Wandschmuck in Arztpraxen. S. 104.

Sorg, Patrick: Teil eines Kulturkampfs? S. 109.

Zabel, Verena: Hannah Arendts "Vita activa". S. 118.

Zabel, Verena: Mozarts Bäsle-Briefe. S. 127.

Die Herausgeber S. 134.

Danksagung S. 135.



Anne Bendel

studiert Internationale Literaturen (MA).

„Schon seit einiger Zeit hat mich die Frage nach der Essenz des Schreibens beschäftigt. Damit verbunden ist nicht nur die Frage nach den Absichten eines Autors, sondern vielmehr nach dem Zusammenspiel zwischen Leben und Schreiben. In den Texten von Herta Müller lässt sich dies in besonderer Weise beobachten. Beides – das Leben und Schreiben – findet in einem Raum statt, in dem das Vertrauen eine Basis bildet, welches aber auch durchbrochen wird. Diese Verbindung zwischen Leben und Schreiben hat mich fasziniert.“

Die Ästhetik des Schreibens

Ein vertrauter oder vertrauensversprechender Raum zwischen Vergessen, Schweigen und Erinnern am Beispiel Herta Müller.

Im Klappentext zu »Lebensangst und Worthunger«, Herta Müller im Gespräch mit Michael Lentz zur Leipziger Poetikvorlesung 2009, heißt es, „daß Leben und Schreiben angesichts ihrer Erfahrungen mit dem rumänischen Geheimdienst nicht mehr unabhängig voneinander zu denken waren und sind.“¹ Leben und Schreiben gehören also zusammen. Bei Herta Müller, so scheint mir, ist das Schreiben an einen Raum gebunden. Nicht an einen konkreten Raum, der sich an ihrer Person oder an der Öffentlichkeit festmachen ließe. Ihr Schreiben wirkt eher wie ein abstrakter Raum, der eine Art Beruhigung hervorzubringen scheint, sowohl für sie selbst als auch für den Leser. Meines Erachtens kann dies als eine Art und Weise das Geschehene zu verarbeiten und wieder *Vertrauen* in das Leben zu gewinnen, verstanden werden. Allerdings bleibt dieser Raum ein Raum der Beruhigung, in dem Vertrauen versprochen, jedoch nicht tatsächlich eingelöst werden kann. Mit anderen Worten: Das Schreiben gilt als eine

¹ Müller, Herta: Lebensangst und Worthunger. Im Gespräch mit Michael Lentz Leipziger Poetikvorlesung 2009. 2. Auflage. München; Suhrkamp 2013.

Art *Betrug*, und zwar deshalb weil Fiktion und Realität verschwimmen, und nicht etwa *weil* sie verschwimmen, sondern gerade in ihrer Notwendigkeit, *dass* sie verschwimmen, liegt der Betrug. In *Meditationen zur Metaphysik* in »Philosophie und Gesellschaft« schreibt Adorno: „Kein vom Hohen getöntes Wort, auch kein theologisches, hat unverwandelt nach Auschwitz ein Recht.“² Er spricht von einer „mißlungene[n] Kultur“³ und plädiert sinngemäß dafür, dass das Schreiben keine Berechtigung hat, weil es niemals Wiedergabe der realen Erfahrungen sein kann. Eine Schlussfolgerung dafür, dass kein Wort, weder Gesprochenes noch Geschriebenes, ein Recht habe, nach einer Erfahrung wie Auschwitz, zu existieren, wäre das *Schweigen*. Doch wie Adorno selbst formuliert: „Nicht einmal Schweigen kommt aus diesem Zirkel heraus; es rationalisiert einzig die eigene subjektive Unfähigkeit mit dem Stand der objektiven Wahrheit und entwürdigt dadurch diese abermals zur Lüge.“⁴ Das Wort und damit auch das Geschriebene, wird so für den Dichter zum Dilemma, wie beispielsweise in einem Feuilleton zum Tod des April 2014 verstorbenen polnischen Autors Tadeusz Różewicz verdeutlicht wird: „Różewicz betrieb zeit seines Lebens etwas, das für ihn eigentlich nicht mehr existierte: Dichtung. Immer wieder unterstrich er, dass der Beruf eines Dichters nach dem Krieg unmöglich geworden sei.“⁵ Man könnte sagen, Dichtung ist für ihn zu einem fragwürdigen Raum geworden. Bei Herta Müller, die in ihren Werke unter anderem ihre Erfahrungen mit dem rumänischen Geheimdienst Securitate beschreibt, scheint das Schreiben ebenso ein fragwürdiger wie notwendiger Raum. In »Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel« schreibt sie über diese Erfahrungen und über das Schreiben darüber. Dieses Schreiben scheint sich in einer Art Zwischenraum zu befinden, in dem Realität und Fiktion nicht mehr klar voneinander getrennt werden können. Für Herta Müller liegt gerade darin das Potential von Literatur. Über die Erfahrungen in der Diktatur und die Funktion von Literatur schreibt sie: „Literatur kann das alles nicht ändern. Aber sie kann – und sei es im Nachhinein – durch Sprache eine Wahrheit erfinden, die zeigt, was in und um uns herum passiert, wenn die Werte entgleisen.“⁶ Darin, dass eine Wahrheit *erfunden* wird, liegt zugleich die Lüge. Mit anderen

² Adorno, Theodor W.: *Meditationen zur Metaphysik*. In: Philosophie und Gesellschaft. Stuttgart; Reclam 1984, S. 126.

³ Ebd., S. 127.

⁴ Ebd., S. 125

⁵ Schmid, Ulrich M.: *Tod des polnischen Dichters Tadeusz Różewicz. Wenn der Mond scheint*. In: Neue Zürcher Zeitung NZZ. Feuilleton, 24.4.2014. Online im WWW unter URL <http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/literatur/wenn-der-mond-scheint-1.18289645>, [28.4.2014].

⁶ Müller, Herta: *Tischrede*. In: Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel. Frankfurt a. M.; Fischer 2013, S. 23.

Worten: Literatur wird zu einem fragwürdigen Raum stilisiert, in dem Vertrauen *versprochen* wird, jedoch möglicherweise nicht aufgehen kann.

Worin liegt nun aber dieses Vertrauen? Wie kann man das Schreiben als einen Raum erfassen und noch dazu mit dem Vertrauen in Verbindung setzen, das scheinbar ebenso abstrakt wie unfassbar ist, wie das Schreiben? Vertrauen als einer Sache, ein „Ding an sich“, das „nur undeutlich zu greifen, schwer zu messen [und] kaum zu bestimmen“⁷ ist. Einerseits kann man, gerade weil das Vertrauen eine so undurchsichtige Sache zu sein scheint, zunächst von einem Raum auszugehen, in dem Vertrauen *versprochen* wird, der also möglicherweise auch einen *Betrug* hervorbringen kann, wenn dieses Versprechen gebrochen wird. Andererseits stellt sich dieser Raum auch als ein *vertrauter* Raum dar, und zwar in der Weise, da sich das Schreiben mitunter aus der Erinnerung ergibt, Vergessenes wieder in die Erinnerung zurückführt, aber auch das Schweigen beinhaltet, und letzteres sogar tun muss. Hierbei kann Foucaults Theorie der *Heterotopie* fruchtbar gemacht werden. Foucault spricht zunächst von topographischen Räumen, die einen realen Ort haben und an bestimmte Prämissen gebunden sind. Diese Räume sind jedoch nicht gewöhnliche Räume wie Straßen, Cafés oder das Zuhause, sondern es sind, nach Foucault, sogenannte „Gegenräume“, „Orte, die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar auslöschen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen.“⁸ Solche Gegenräume sind zum Beispiel das Ehebett der Eltern, weil man als Kind zwischen den Decken schwimmen und das Meer entdecken kann, oder weil man sich darin verstecken kann, wie in einem Wald.⁹ Zum einen gibt es also Orte, „andere Orte, [...] mythische oder reale Negationen des Raumes, in dem wir leben“, sogenannte „Heterotopien, die vollkommen anderen Räume.“¹⁰ Zum anderen gibt es aber auch Räume, „die tatsächlich keinen Ort haben“.¹¹ Solche nennt Foucault *Utopien*. Nun beschreibt Foucault einen Ort, der für ihn „eine Art Misch- oder Mittlererfahrung“¹² zwischen Utopien und Heterotopien ist: den Spiegel.

Der Spiegel ist nämlich eine Utopie, sofern er ein Ort ohne Ort ist. Im Spiegel sehe ich mich da,

⁷ Frevert, Ute (Hg.): *Vertrauen – eine historische Spurensuche*. In: *Vertrauen – historische Annäherungen*. Göttingen; Vandenhoeck & Ruprecht 2003, S. 9.

⁸ Foucault, Michel: *Die Heterotopien*. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Berlin; Suhrkamp 2013, S. 10.

⁹ Vgl. Ebd.

¹⁰ Ebd., S. 11.

¹¹ Ebd.

¹² Foucault, Michel: *Andere Räume*. In: Barck, Karlheinz u.a. (Hg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig 1992, S. 34 – 46, S. 39. Online im WWW unter URL http://www.wohnbau.tuwien.ac.at/downloads/Modul_UrbaneLandschaft/Foucault_AndereRaume_Text.pdf, [14.3.2015].

wo ich nicht bin: in einem unwirkliche[n] Raum, der sich virtuell hinter der Oberfläche auftut; [...]. Aber der Spiegel ist auch eine Heterotopie, insofern er wirklich existiert und insofern er mich auf den Platz zurückschickt, den ich wirklich einnehme. [...] Der Spiegel funktioniert als eine Heterotopie in dem Sinn, daß er den Platz, den ich einnehme, w[ä]hrend ich mich im Glas erblicke, ganz wirklich macht und mit dem ganzen Umraum verbindet, und daß er ihn zugleich ganz unwirklich macht, da er nur über den virtuellen Punkt dort wahrzunehmen ist.¹³

Das heißt der Spiegel ist zugleich ein *Ort* und *Nicht-Ort*. Wenn ich mich im Spiegel erblicke, nehme zugleich das *Hier*, den Ort an dem ich mich real befinde, und das *Dort*, den Ort an dem ich mich sehe, jedoch nicht real befinde, wahr. Der Spiegel zeigt mir also eine Wirklichkeit, die es tatsächlich nicht gibt. Sie ist in gewisser Weise unreal und damit utopisch. Dadurch, dass ich aber auf den Ort zurückverwiesen werde, an dem ich mich real befinde, wird der Ort heterotopisch, zu einem realen Gegenraum. In den Spiegel kann ich ein- aber jederzeit auch wieder austreten. Hinzu kommt, dass ich an keinem anderen Ort, allenfalls in der Spiegelung des Wassers, aber auch nicht in der Weise wie ich es im Spiegel zu tun vermag, mein Antlitz erblicken kann. Ich sehe also eine Seite von mir, die ich nirgendwo sonst sehen kann. In gewisser Weise wird mir eine Wirklichkeit *anvertraut*, mit der ich umzugehen habe. Es ist eine Wirklichkeit, die für mich nur in dem utopischen Raum des Spiegels existiert, aber für mich niemals real werden kann. Durch die utopische Wirklichkeit wirkt mein Antlitz beruhigend, weil ich mir selbst anvertraut werde. Gleichzeitig wirkt es wie eine Art Betrug, weil ich nie weiß, wie der Andere mein Antlitz wahrnimmt. Ich sehe aber nicht nur mein Antlitz und meinen Leib,¹⁴ sondern auch meine Umgebung, die ganz realen Gegenstände.

Wie verhält es sich nun aber mit dem Schreiben? Wie kann ich das Schreiben mit der Figur des Spiegels in Zusammenhang bringen? In ihrem Essay *Die Anwendung der dünnen Straße* schreibt Herta Müller: „Literatur ist ein fades Wort. Der Literatur bin ich keinen Satz schuldig, sondern dem Erlebten. Mir selber und mir allein, weil ich das, was mich umgibt, sagen können will. [...] Ich hab noch ein Wort, noch ein kleines, ein zerrendes Sagen in mir.“¹⁵ Zunächst einmal geht es um das Erlebte. Das Erlebte ist vergangen, es ist, man könnte sagen, utopisch geworden – der reale Ort existiert nur noch in der Erinnerung. Durch die Literatur, das Schreiben, soll nun das Erlebte

¹³ Ebd.

¹⁴ Die Unterscheidung zwischen Leib und Körper spielt in der Philosophie eine wichtige Rolle und ist vielfach diskutiert, beispielsweise bei Sartre oder Merleau-Ponty.

¹⁵ Müller, Herta: *Die Anwendung der dünnen Straße*. In: Immer derselbe Schnee..., S. 113f.

zu neuem Leben erweckt werden. Es soll an die Oberfläche treten, also an einen realen Ort transportiert werden, vor allem aber soll es gehört werden: „Ich hab noch zu reden [...] zu sagen“. Mit anderen Worten: die Literatur, die geschrieben wurde, soll auch gelesen werden. Wie in einem weiteren Essay zu lesen ist, ist dies auch die einzige Möglichkeit den Satz überhaupt am Leben zu erhalten beziehungsweise zu neuem Leben zu erwecken:

Es zeigt sich immer wieder: Schreiben ist zuerst ein Gespräch mit den realen Gegenständen des Lebens. Und dann ein zweites Gespräch der in diesem ersten Gespräch ausgehandelten Zustände mit dem Papier – [...] wenn der Satz fertig auf dem Papier steht, ist er tot. Er wird erst wieder zu den beiden Gesprächen, wenn er gelesen wird.¹⁶

Die Notwendigkeit des Lesers ist also für das Schreiben unabdingbar. Erst durch den Leser kann das Geschriebene, und zwar das was auf dem Papier *fertig* geschrieben ist, sich also nicht mehr im Zustand des Schreibens befindet, zu einem realen Ort werden. Das heißt, nicht nur das Geschehene, sondern auch das Geschriebene befindet sich zunächst in einer Utopie. Das Geschriebene erhält durch das Lesen eine Realität. Es tritt also in gewisser Weise aus der Utopie aus und kann demnach im Prozess des Lesens als Heterotopie, und zwar die des Lesers, bezeichnet werden. Für den Leser ist das Geschriebene ein ganz realer Raum, aber es ist kein gewöhnlicher Raum, es ist ein *Gegenraum*, eine *Heterotopie*, weil das Geschriebene nicht tatsächlich die Realität ist, sondern eben nur das was Realität sein könnte und folglich in der Imagination existiert (ähnlich wie die Vorstellung des Kindes vom Ehebett). Sobald also der Prozess des Schreibens vollendet ist, befindet sich der Text zwischen Utopie und Heterotopie und wird erst aus diesem Zwischenraum genommen, wenn er gelesen wird. Würde man dies mit der Figur des Spiegels vergleichen, könnte man sagen, der Text befände sich in einer Art Spiegel, aus dem er erst wieder austreten kann, wenn er gelesen wird. Anders als das Ich, das jederzeit aus dem Spiegel austreten kann (es sei denn, es wäre vor einem Spiegel an einen Stuhl gefesselt), kann der Text nur durch das Lesen wieder austreten und der Utopie weichen. Durch das Lesen vertraut sich der Text dem Leser an, ähnlich wie das Antlitz, das sich mir anvertraut, indem es von mir erblickt wird. Der Text wird für den Leser zu einem *vertrauten* Raum, auf die Weise, dass er für den Leser real wird, möglicherweise durch Assoziationen die aufgrund von Erfahrungen hervorgerufen werden. Gehen wir noch einen Schritt zurück: In den Zustand des Schreibens. Herta Müller schreibt: „Das Gelebte kann sich im Satz erst dann endgültig behaupten, wenn ihm das Eins-zu-Eins entzogen worden ist, wenn es, mit Erfundenem vermischt, eine völlig künstliche, weil mit Tricks gebaute Intimität

¹⁶ Müller, Herta: *Gelber Mais und keine Zeit*. In: Immer derselbe Schnee..., S. 135.

annimmt und beim Lesen wieder freigibt.“¹⁷ Der Text arbeitet also mit „Tricks“. Mit anderen Worten: Er *betrügt* und kann eben nur dadurch real werden, indem ihm die Realität entzogen wird. Dieses Verfahren beschreibt Herta Müller in ihren Essays an mehreren Stellen.¹⁸ Der Autor des Textes verausgabt sich am Text, er vertraut sich ihm in gewisser Weise an. Der Text aber gibt dieses Vertrauen nur wieder, wenn der Trick funktioniert. Es ist also ein Betrug im doppelten Sinne: Der Autor betrügt den Text indem er etwas erfindet das sich mit dem Realen verbindet, *damit* er funktioniert. Wenn aber dieser Betrug am Text nicht funktioniert, betrügt der Text, vermutlich dadurch, dass er nicht verstanden wird, weil der sprachliche Trick nicht funktioniert. Da der Betrug aber nur aufgehen kann, wenn der Text gelesen wird, ist der Text in gewisser Weise auch beim Schreiben eingesperrt. Er kann, wie auch der fertige Text, nicht aus dem Spiegel austreten, aber er kann sich, anders als der fertige Text, mit sich selbst beschäftigen. Er kann sich beruhigen und in dieser Beruhigung liegt wohl auch die Funktion des Schreibens:

Und wie man ja weiß: Beschäftigungen fangen uns auf, Arbeiten gibt Halt. [...] Auch wenn das Leben nicht einfacher wird, weil das Schreiben einen bis über die Ohren in die Tiefe der Dinge drückt, klammert man sich ans Schreiben. Es wird mit der Zeit eine Art Selbstverständlichkeit. Vielleicht sogar die einzige, die man noch hat. Und es ist Privatheit, da schaut niemand hinein.“¹⁹

¹⁷ Müller, Herta: *Die Anwendung der dünnen Straße*. In: Immer derselbe Schnee..., S. 115.

¹⁸ In *Die Anwendung der dünnen Straße* schreibt sie über die Deportation von Oskar Pastior, in dessen Zusammenarbeit mit Herta Müller »Die Atemschaukel« entstanden ist, und ihrer Mutter: „Die Deportation von Oskar Pastior, wie die meiner Mutter, nenne ich beim Schreiben »die Anwendung der dünnen Straße«. Die Anwendung ist ein Gebrauch gegen den Willen und ohne Wahl. Im Satz sollen die Straßen nicht ungewiss sein, sondern DÜNN, damit sie sinngemäß brechen, ohne dass es im Wort geschieht. Nicht Halbverhungertes soll der Deportierte im Satz heißen, sondern LÖFFELBIEGER. Durch den Gebrauch der Wörter „dünn“ und „Löffelbieger“ wird dem realen Geschehen etwas hinzugefügt. Das reale Geschehen wird nicht durch die Benennung der tatsächlichen Sache – der Deportation – transportiert, sondern durch ein sprachliches Mittel, den „Trick“, wie Herta Müller es bezeichnet.

¹⁹ Müller, Herta: *Lebensangst und Worthunger*, S. 7f.

Literatur

Primärliteratur

Müller, Herta: Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel. Frankfurt a. M.; Fischer 2013.

Müller, Herta: Lebensangst und Worthunger. Im Gespräch mit Michael Lenz Leipziger Poetikvorlesung 2009. 2. Auflage. München; Suhrkamp 2013.

Sekundärliteratur

Adorno, Theodor W.: Meditationen zur Metaphysik. In: Philosophie und Gesellschaft. Stuttgart; Reclam 1984.

Foucault, Michel: Andere Räume. In: Barck, Karlheinz u.a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig 1992, S. 34 – 46, S. 39. Online im WWW unter URL http://www.wohnbau.tuwien.ac.at/downloads/Modul_UrbaneLandschaft/Foucault_AndereRaeume_Text.pdf, [14.3.2015].

Foucault, Michel: Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Berlin; Suhrkamp 2013.

Frevert, Ute (Hg.): Vertrauen – eine historische Spurensuche. In: Vertrauen – historische Annäherungen. Göttingen; Vandenhoeck & Ruprecht 2003.

Schmid, Ulrich M.: Tod des polnischen Dichters Tadeusz Różewicz. Wenn der Mond scheint. In: Neue Zürcher Zeitung NZZ. Feuilleton, 24.4.2014. Online im WWW unter URL <http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/literatur/wenn-der-mond-scheint-1.18289645>, [28.4.2014].



Lea Deitermann
studiert Internationale
Literaturen & Anglistik

"Weltliteratur und Literaturtheorie finde ich spannend, weil es um Poesie, Wörter und Ideen geht, aber gleichzeitig geht es auch um so viel mehr: die Welt, Politik, Kultur, Gerechtigkeit, den Geist und die Frage, wie wir leben und denken wollen."

A Rhizomatic Post-World-Literature

The question "What is world-literature?" just seems to have no answer, at least none many scholars can agree on. World-literature has long been – and in many places still is – closely connected to the field of comparative literature. However, the question of power relations within modes of comparison has grown more important. The way we talk about (world-)literature is often symptomatic of how we talk about the world; it is embedded in the politics of seeing otherness, of perceiving works of art from within a hierarchised notion of culture. In order to think about literature in a more equal, we need a less hegemonic way of studying literature. Mary Louise Pratt's call for "inquiries about globalization in the present and for reflection on the institutions of knowledge in which such inquiries take

place" further supports the deconstruction of power relations, and hence, the need for a less hierarchized literary theory.¹ Based on the Warwick Research Collective's notion of world-literature, which is connected to modernity and modernism, I will argue for the concept of a "rhizomatic post-world-literature". As an analysis of the novel *Untouchable* by Mulk Raj Anand will show, the notion of a post-world-literature allows for modes of reading that deconstruct cultural narratives embedded in global power relations, and offers a truly global and equal perspective on world-literature.

¹ Pratt, Mary Louise: *Modernity and Periphery. Toward a Global and Relational Analysis*. In: *Beyond Dichotomies: Histories, Identities, Cultures and the Challenge of Globalization*. Hrsg. von Elisabeth Mudimbe-Boyi. Albany: State University of New York Press 2002. S. 22.

The ongoing debate about world-literature is highly complex and diverse. Many theories work with a historical approach and look at the development and different uses of the term ‘world-literature’. Most start with Goethe’s term of ‘*Weltliteratur*’ which has two different connotations: Goethe appreciates the possible exchange of ideas and aesthetics of national literatures, however, only on an elitist Western European scale. Simultaneously, he sees the increasing commercialisation of art, the spreading of popular culture and the growing global exchange of literature rather negatively.² Later, this focus on comparing aesthetics of elitist national literature becomes the field of ‘comparative literature’.³

Showing a stronger tendency towards interdisciplinarity in world-literature, *The Routledge Companion to World Literature* features a certain degree of political need to overcome the “traditionally Western European focus” of the academic field of literary studies and a call for an “understanding of as full as possible a range of the world’s cultures”.⁴ The *Routledge Companion to World Literature* highlights moments of contact and transculturation as the basis for the rise of world-literature. This proposes to see world-literature also as a means to decipher narratives and power relations.

The famous theorist of comparative literature David Damrosch approaches world-literature premised on an idea of global circulation. Hence, “all literary works that circulate beyond their culture of origin, either in translation or in their original language” and are “actively present within a literary system beyond that of its original culture” count as world-literature.⁵ This paper will show how such a notion of world-literature is problematic and counter-productive to the assumed task of world-literature.

In “World-Literature in the Context of Combined and Uneven Development”, The Warwick Research Collective⁶ proposes “to define ‘world literature’ as the *literature of the world-system* – of the modern capitalist world-system, that is”.⁷ The text is based on a fundamental link

² D’haen, Theo, David Damrosch, and Djelal Kadir: *The Routledge Companion to World Literature*. Abingdon: Routledge 2012. S. xviii.

³ D’haen, S. xix.

⁴ D’haen, S. xx.

⁵ Damrosch, David: *What Is World Literature?*. Princeton: Princeton University Press 2003. S. 4.

⁶ Hereafter cited as ‘WReC’.

⁷ Warwick Research Collective: *World-Literature in the Context of Combined and Uneven Development*. In: *Combined and Uneven Development: Towards a New Theory of World-Literature*. Liverpool: Liverpool UP 2015. S. 8.

between world-literature and modernity, elaborated through the concept of modernity by Frederic Jameson. His notion of a ‘singular modernity’ is identified with the capitalist world-system as he defines “modernity as representing something like the time-space sensorium corresponding to capitalist *modernisation*. In this sense, it is, like the capitalist world-system itself, a singular phenomenon”.⁸ Equally important is the other necessary condition of modernity: its inherent simultaneity. Continuing Jameson’s line of thought and grounded on the theory of ‘combined and uneven development’, the WReC states that modernity “is to be understood as governed always [...] by *unevenness*”.⁹ Thus, the literary response to modernity is modernism “corresponding to an uneven moment of social development” – and these moments are always local; different, unequal but coming out of the same modern world-system.¹⁰ If modernism is the literary registration of modernity, then all literature coming out of the world-system is necessarily modernist as well as world-literature. As opposed to earlier world literary studies, this world literary system, so closely connected to the singular and global but uneven modernity, is defined as a system that is “structured not on difference but on inequality”.¹¹ Consequently, the world literary system is also described as a system that is simultaneously ‘one, and unequal’.¹² Again, this notion of world-literature acknowledges the different forms of literary responses as well as the inequality with which literature from different places is treated; simultaneously, it opens up the space to look at literature in a more inclusive and equal way.

In order to test these theories, I will look at Mulk Raj Anand’s 1935 novel *Untouchable*, which is often read as a modernist novel that was much influenced by James Joyce and other European modernist writers. Particularly by reading it under the premises established by the WReC, the questions about the novel’s modernism are closely linked to questions about world-literature. By looking at the novel’s moments of contact and transculturation as an expression of a local modernism, the discussion of *Untouchable* can argue for “more accurate accounts of cultural productions in particular locations by understanding them as part of more inclusive systems of exchange, circulation, and multidirectional flows”.¹³

⁸ WReC, S. 12.

⁹ WReC, S. 12.

¹⁰ Wollaeger, Mark: Introduction. In: *The Oxford Handbook of Global Modernisms*. Hrsg. von Mark Wollaeger und Matt Eatough. New York: Oxford University Press 2012. S 13.

¹¹ WReC, S. 7.

¹² WReC, S. 10.

¹³ Wollaeger, S. 14.

The day-in-the-life novel features Bakha, a young sweeper boy of the lowest caste in the Indian caste-system. As the day progresses, he encounters various social occasions and undergoes an internal thought process about his situation as an ‘untouchable’. Starting with Goethe’s notion of world-literature seems somewhat vain in the context of our purpose, as the novel corresponds to his concept of exchanging ideas between different cultures but at the same time, his elitist demand would deem the global exchange and commercialisation as a negative result of the emergence of world-literature. From the point of view of contemporary critical theory and under the presupposed function of world-literature studies, this seems highly problematic.

Damrosch’s concept of circulation defines *Untouchable* as world literature because it is read beyond its home culture. This concept of ‘home culture’ seems problematic because it homogenises the complexities of cultures into a singular notion. Furthermore, it neglects features of transculturation as constitutive to a work’s making. Damrosch’s account of transculturation solely refers to the shifts in a work’s reception when it circulates in a global context, but not to transcultural moments within the novel’s ‘home culture’. For *Untouchable*, it would be difficult to define a ‘original culture’ since the social, cultural, colonial and political situation in India as well as Anand’s time in intellectual circles in Bloomsbury, London, have played a significant role in the making of the novel. Damrosch’s idea of transculturation and its influence on literature remains limited in that it solely considers moments of transculturation after its production, rather than recognising that “[circulation] impacts art *before* and *during* the creative process as well as *after*”.¹⁴ This is where the WReC’s approach is needed to look at the specific conditions of *Untouchable*.

The WReC’s definition of world-literature includes *Untouchable* since the novel arises from the modern capitalist world-system. Its narrative can be read parallel to social and political movements in late colonial India. For instance, the narrative’s shift into stream-of-consciousness allows the reader to follow Bakha’s journey towards self-awareness while he simultaneously realises that the social structure of the caste-system as well as the colonial Empire do not allow him to gain any agency. As Berman states, these “modernist modes arise in response to social and historical developments in India”.¹⁵

¹⁴ Friedman, Susan Stanford: World Modernisms, World Literature, and Comparativity. In: The Oxford Handbook of Global Modernisms. Hrsg. von Mark Wollaeger und Matt Eatough. New York: Oxford University Press 2012. S. 4.

¹⁵ Berman, Jessica: Neither Mirror Nor Mimic: Transnational Reading and Indian Narratives in English. In: The Oxford Handbook of Global Modernisms. Hrsg. von Mark Wollaeger und Matt Eatough. New York: Oxford University Press 2012. S. 207.

The particular way in which Anand appropriated the form of a *Bildungsroman*, which highlights the impossibility for Bakha to gain self-awareness as well as political and national citizenship, supports again the claim that modernism is a response to local world-systematic features. Transculturation as a symptom of the globalised world is further configured through the means of language. For instance, the novel – written in English – uses sounds that highlight the mix between the Indian and the English language. Berman argues that “they are [...] crucial as moments of disruption and play and mark the text in that sense as ‘modernist’”.¹⁶ Anand states: “I found, while writing spontaneously, that I was always translating dialogue from the original Punjabi language into English”. He argues that certain things could only be expressed through “almost literal translation, which might carry over the sound and sense of the original speech”.¹⁷ These combinations of Indian and English language can be read as features of the moment of transculturation since they arise out of the modern globalised world. Furthermore, as Berman points out, this deployment of linguistic features to create alternative spaces outside of “discourses of power” is similar to Joyce’s novel *Portrait of an Artist* and thus can be seen as another manifestation of transcultural contact.¹⁸

Both, the day-in-the-life structure as well as the use of stream-of-consciousness, are often seen as one of the main influences by Joyce and other European modernist writers. Some scholars argue that many of the stylistic and lexical choices “owe recognizable debts to European narrative modes”.¹⁹ Reading *Untouchable*’s modernism solely in relation to a preceding – and thus more original – modernism perpetuates “the false assumption that modernism radiated from its centers in Paris and London and must always be judged by reference to the attitudes, modes, and styles in evidence there”.²⁰ In order to avoid seeing the novel as “simply mirroring or mimicking the metropolitan canon”, the novel has to be read as a transcultural work arising from the contact with other modernist writers as well as from an engagement with “matters of hybridity, displacement, multilingualism, and historical disruption within Indian contexts”.²¹ Here, the WReC’s argumentation, that separates modernism from a geo-political area and links it to the capitalist world-system, helps reading world-literature outside of hierarchical power structures of a strong

¹⁶ Berman, S. 214.

¹⁷ zitiert in Berman, S. 214.

¹⁸ Berman, S. 212.

¹⁹ zitiert in Berman, S. 209.

²⁰ Berman, S. 207.

²¹ Berman, S. 207.

and clearly defined centre in relation to an always-secondary periphery. When modernity is seen as a static stage that some cultures have reached and others have yet to reach, non-European modernist writing can only be read as a mirroring or derivation of European modernist writing. The WReC argues that modernity “might be understood as the way in which capitalist social relations are ‘lived’ – different in every given instance for the simple reason that no two social instances are the same”.²² Upon accepting the notion of modernity as being ‘one, but unequal’ and as every condition – from development to underdevelopment – in the modern capitalist world-system, *Untouchable* can be read as a local modernist text in response to the world-system.²³

It is important, however, not to see the locality of literature as a periphery in relation to an original modernity. Berman argues that the highly complex processes of circulation between and within centre and periphery are neglected when we read modernism as something that is transported from the centre to the periphery – like it is often done in the context of Anand’s novel.²⁴ Mary Louise Pratt aims at deconstructing the spatial discourse of modernity, which claims modernity is located ‘inside the centre’ and ‘outside of the periphery’, and thus created its unmodern “Other”.²⁵ Similarly, Paul Young agrees with a certain critique of a binary centre/periphery model which is too reductive in its analysis of agency. However, Young argues as well that a centre/periphery model still offers an important point of reference in terms of global exploitation.²⁶ Combining both arguments with the concept of a singular modernity, it can be argued that a rhizomatic²⁷ notion of a centre/periphery-model, in which there are multiple centres and peripheries, might be more accurate to analyse cultural productions in and of the modern world-system. In this rhizomatic model, there is no single starting point and no central point of reference, but all strings are interconnected and centres and peripheries are only relational and contextual in their positions. This seems to be a productive way to describe the complexities, interconnectedness and interdisciplinarity of a more inclusive notion of modernism and world-literature.

²² WReC, S. 12.

²³ WReC, S. 13.

²⁴ siehe Berman, S. 207.

²⁵ Pratt, S. 29.

²⁶ Young, Paul: Peripheralizing Modernity: Global Modernism and Uneven Development. In: Literature Compass (2012) 9.9. S. 615.

²⁷ The use of the term ‘rhizomatic’ is based on Deleuze’s and Guattari’s notion of the rhizome. See: Deleuze, Gilles, and Félix Guattari: A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia. Minneapolis: University of Minnesota Press 1987.

The WReC clearly aligns world-literature with the complete “*capitalisation* of the world and [...] the full *worlding* of capital”. Thus, world-literature “would then presumably be understood as a development of the past 200 years”.²⁸ Other theorists, like David Damrosch, criticise this “presentism”.²⁹ That makes clear again that those definitions differ significantly in their assumption of what the *world* in world-literature is. For Damrosch, *world* is the space in which texts circulate beyond time and cultures. For the WReC – and this essay – however, *world* means the world that is one; connected through the one capitalist world-system. With this assumption, world-literature is necessarily temporalized because before the integration of the entire world under global capitalism, the world was not entirely connected.

Attempting to solve the struggle of defining world-literature as a field of study, I will offer one more point as to why I talk about a **post**-world-literature. Pratt states that “the process of decolonizing knowledge is the source of the ‘post’ in postmodernity, not because it put an end to modernity but because it put an end to the center’s self-interested and deluded understanding of modernity”.³⁰ Similarly, Homi Bhabha suggests that the ‘post’ for instance in ‘postmodernity’ refers to a transformation of the field into an “expanded and ex-centric site of experience and empowerment”.³¹ Following the same logic, the concept of a post-world-literature can move beyond the already established categories of national literary studies and a historically grounded, hierarchized notion of a world-literature and thus, becomes truly interdisciplinary. As the WReC defines world-literature as a result of global modernism, it supports the claim for a post-world-literature insofar as it is not based on former national literary categories. A world-literature that aims at offering a global account without perpetuating old power structures and cultural hegemonies needs to start from world-literature as a global phenomenon and a world that is one, and then move on to look at specifically local forms rather than using national literary categories as the point of reference. As the example of *Untouchable* has shown, this concept allows to read the novel as a local modernist response to the capitalist world-system without regarding it as a secondary formation of European modernism. The concept’s naming as post-world-literature can be a solution to the various attempts of canonisation and temporalisation of world-literature because it acknowledges the different questions and premises these attempts have. A post-world-

²⁸ WReC, S. 15.

²⁹ Damrosch, S. 17.

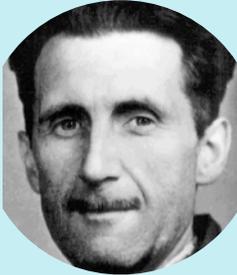
³⁰ Pratt, S. 21.

³¹ Bhabha, Homi: *The Location of Culture*. New York: Routledge 1994. S. 6.

literature can aim at de-mythologizing the West as cultural hegemony and at deconstructing grand ideological narratives without losing the definition of world-literature as texts that travel beyond their time and cultural circle of origin.

Sources

- Anand, Mulk Raj: Author's Preface. In: Mulk Raj Anand: A Reader. Selections from His Fictional and Non-Fictional Works. Hrsg. von Atma Ram. New Delhi: Sahitya Akademi 2005. S. Vii-Xiii.
- Bhabha, Homi: *The Location of Culture*. New York: Routledge 1994.
- Berman, Jessica: Neither Mirror Nor Mimic: Transnational Reading and Indian Narratives in English. In: *The Oxford Handbook of Global Modernisms*. Hrsg. von Mark Wollaeger und Matt Eatough. New York: Oxford University Press 2012.
- Damrosch, David: *What Is World Literature?*. Princeton: Princeton University Press 2003.
- Friedman, Susan Stanford: World Modernisms, World Literature, and Comparativity. In: *The Oxford Handbook of Global Modernisms*. Hrsg. von Mark Wollaeger und Matt Eatough. New York: Oxford University Press 2012.
- D'haen, Theo, David Damrosch, and Djelal Kadir: *The Routledge Companion to World Literature*. Abingdon: Routledge 2012.
- Pratt, Mary Louise: Modernity and Periphery. Toward a Global and Relational Analysis. In: *Beyond Dichotomies: Histories, Identities, Cultures and the Challenge of Globalization*. Hrsg. von Elisabeth Mudimbe-Boyi. Albany: State University of New York Press 2002. S. 21-48.
- Warwick Research Collective: World-Literature in the Context of Combined and Uneven Development. In: *Combined and Uneven Development: Towards a New Theory of World-Literature*. Liverpool: Liverpool UP 2015. S. 1-48.
- Wollaeger, Mark: Introduction. In: *The Oxford Handbook of Global Modernisms*. Hrsg. von Mark Wollaeger und Matt Eatough. New York: Oxford University Press 2012. S. 3-22.
- Young, Paul: Peripheralizing Modernity: Global Modernism and Uneven Development. In: *Literature Compass* (2012) 9.9. S. 611-616.



Alina Felder

studiert Demokratie und Regieren in Europa (MA).



Schon vor ihrem Master-Studium beschäftigte sich Alina Felder mit kultur- und literaturwissenschaftlichen Aspekten Europas. In ihrer Abschlussarbeit machte sie es sich zur Aufgabe, die Spur der 'wohlbekannten' zeitgenössischen Dystopie der *Hunger Games* bis zu George Orwell zurück zu zeichnen.

Dystopia then and now? –

Nineteen Eighty-Four und die *Hunger Games*

Trilogie im literarischen Vergleich

Betrachtet man die zeitgenössische Literaturlandschaft im Bereich der Kinder- und Jugendbuchliteratur, so ergibt sich ein Bild, das merklich durch dystopisches Schreiben gekennzeichnet ist. Werke wie *The Maze Runner* oder *Divergent* besetzen seit einigen Jahren die Bestsellerlisten, wobei diese nur einige der Beispiele für dystopische Romane letzterer Zeit sind.¹ Die Popularität dystopischer Themen eröffnet die Suche nach dem Grund für dieses verstärkte Wiederauftreten einer literarischen Gattung, die ihren Ursprung Anfang des 20. Jahrhunderts fand.² Die Veröffentlichung der *Hunger Games* Trilogie der US-amerikanischen Autorin Suzanne Collins im Jahre 2008 markiert den Beginn eines exponentiellen Anstiegs dystopischer Adoleszenzliteratur, wobei diverse Autoren auf die impulsgebende Rolle der Trilogie verweisen.³ Gründe dafür mögen darin liegen, dass Collins einen gewissen ‚Zeitgeist‘ getroffen hat. „Pessimistic depictions of the future are now everywhere in popular culture. Teen [...]

books are not immune to larger trends in society.”⁴ Neben dem Argument der Aktualität der

¹Vgl. Springen, Karen: Children's Books: Apocalypse Now – Teens turn to dystopian novels. Publishers Weekly Band 257 Heft 7, 5.02.2010.

² Vgl. Schölderle, Thomas: Idealstaat oder Gedankenexperiment? Zur Konzeptualisierung der Begriffe im Kontext von Staatsdiskurs und Utopieforschung. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2014. S. 13.

³ Vgl. Mikota, Jana: Dystopie. KinderundJugendmedien.de: 13. März 2013.

⁴ Benthune, Brian: The Hunger Games Taps into Adolescent Issues of Dating and Death. Rogers Communications: Maclean's 2014, S. 61, 65.

Thematiken, sehen weitere Autoren die Trilogie als geschickt vermarktet, zumal ihre Verfilmung die Bekanntheit umso mehr steigerte und die *Hunger Games* zum führenden Kino-Blockbuster machte.⁵

Ob Autoren rein um der Vermarktung willen dystopische Romane verfassen, muss jedoch in Frage gestellt werden, wenn die Prävalenz der sogenannten ‚young adult dystopias‘ und darin enthaltene kritische Diskussionen eine Problematik demonstrieren, die weit hinter die Feststellung eines Trends geht.⁶ Indem es diversen existierenden Argumentationsrichtungen nur teilweise gelingt, die Aktualität der Dystopie zu erklären, kann schließlich nur eine tiefer gehende literaturwissenschaftliche Analyse unter Hinzuziehung gattungsgeschichtlicher Hintergründe, Collins Werk im literarisch-dystopischen Diskurs verorten. Die *Hunger Games* erscheinen in der Forschung unter Aspekten von Gesellschaftskritik und Warnung vor einer totalitären Staatsentwicklung, jedoch existiert keine Analyse, die sich mit der Beeinflussung Collins durch bereits existierende Dystopien befasst. Es wird lediglich festgestellt, dass Collins Trilogie aus „strands of literary genetic material found in twentieth-century dystopian classics“⁷ besteht. Mithilfe eines literarischen Vergleiches der *Hunger Games* mit George Orwells *Nineteen Eighty-Four* – dem ‚Klassiker‘ der dystopischen Literatur – kann aufgedeckt werden, welche Zusammenhänge dystopischen Schreibens existieren. Beide Werke können ausschnitthaft zur Erfassung eines möglichen literarisch-dystopischen Diskurses herangezogen werden, indem Parallelen und Unterschiede in ihrer literarischen Gestaltung aufgeschlüsselt werden, um aufzudecken, ob sich das Genre zeitgenössischer Debatten öffnet und somit eine Plattform zur Gesellschaftskritik bietet. Die Erschließung kontinuierlicher und neuartiger dystopischer Thematiken der beiden Werke vermag zu beleuchten, ob es sich um einen gemeinsamen Diskurs, i.e. eine Anlehnung Collins an Orwell, oder um eine bewusste Abgrenzung handelt.

Um eine Anlehnung beziehungsweise Abgrenzung festzumachen, ist zunächst ein kurzer Exkurs zu Beweggründen des Verfassens des jeweiligen Werkes, sinnvoll. In der von Orwell porträtierten dystopischen Zukunft wird die Rolle kritisch literarischen Schreibens hinterfragt, wobei indirekt der Hinweis auf den Beweggrund, *Nineteen Eighty-Four* zu verfassen, gegeben wird. Zentraler

⁵ Vgl. Rothman, Lily: How 1984 Could Be the Next Hunger Games. Time.com. 17. Januar 2014.

⁶ Vgl. Day, Sara K. / Green-Barteet, Miranda A. / Montz, Amy L.: Female Rebellion in Young Dystopian Fiction. Farnham: Ashgate Publishing Limited 2014, S.8.

⁷ Martin, Bruce. Political Muttations: ‘Real or Not Real?’ McFarland & Company 2014, S. 222.

Punkt an dieser Stelle ist das Tagebuch des Protagonisten Winston. Unmittelbar nach Beginn des Verfassens seines Tagebuchs, eröffnet sich dessen Motivation, wenn er reflektiert: “For whom [...], was he writing this diary? For the future for the unborn.”⁸ Im Anspruch, zukünftigen Generationen einen Nachlass durch Aufzeichnung der sozialen und politischen Um- und Missstände seiner Zeit zu liefern, zeigt sich der Wunsch des Protagonisten nach Veränderung der herrschenden Situation. Analog hierzu, beschreibt Orwell: „[Political writing means the] [d]esire to push the world in a certain direction, to alter other peoples’ idea of the kind of society that they should strive after.”⁹ Kritisch reflektiertes literarisches Schreiben erscheint demnach als ein gesellschaftspolitischer Akt, wobei die Beschäftigung mit dem politischen und sozialen Umfeld im Orwell’schen Sinne unweigerlich im literarischen Prozess, welcher jenes gleichzeitig zu beeinflussen beansprucht, mit inbegriffen ist.¹⁰ „This is a political age.[...] [O]ur whole attitude towards literature is coloured by loyalties which we [...] realize to be non-literary.”¹¹

In ähnlicher Weise legen die Inspirationsquellen Collins nahe, dass die *Hunger Games* nicht nur autobiographisch, sondern vor allem durch alltägliche Erfahrungen geprägt sind.¹²

[W]hen Collins, channel surfing, flipped from a reality television show to news about the Iraq war, [t]he images began to blur in her mind, and the idea for a televised reality battle show was born in part from her fear that modern audiences, particularly young viewers, could not distinguish what was real on television and what was not.¹³

Neben der Tatsache, dass in Panem auf eindeutige Weise die USA wiedererkannt werden können,¹⁴ ist zu bemerken, dass Collins kaum in der Öffentlichkeit erscheint, obwohl die Trilogie exakt jene stark thematisiert. Es lässt sich rückschließen, dass es sich bei Collins um eine Schriftstellerin handelt, die bewusst zeitgenössische Problematiken reflektiert, um vor möglichen negativen Folgen aktueller Tendenzen zu warnen.

⁸ Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949. In: Orwell, George 1984. London: Penguin Books 2008, S. 9.

⁹ Orwell, George: *Why I write*, 1947. In: Orwell, George / Angus, Ian (Hrsg.): *In front of your nose: 1945 – 1950*. London: Secker & Warburg 1968, S. 40.

¹⁰ Vgl. Booker, M. Keith: *The Dystopian Impulse in Modern Literature – Fiction as Social Criticism*. London: Greenwood Press 1994, S. 88.

¹¹ Ebd. S. 42.

¹² Vgl. Hunter, Nick: *Suzanne Collins*. Chicago: Raintree 2014, S. 24ff.

¹³ Wiener, Gary (Hrsg.): *Violence in Suzanne Collins’s The Hunger Games Trilogy*. Farmington Hills: Greenhaven Press 2015, S.13.

¹⁴ Vgl. Martin, Bruce: *Political Muttations: ‘Real or Not Real?’* McFarland & Company 2014, S. 223; Clemente, Bill: *Panem in America: Crisis Economics and a Call for Political Engagement*, 2012. In: Pharr, Mary F. / Clark, Leisa A.: *Of Bread Blood and The Hunger Games*. London: McFarland & Company Inc. Publishers 2012, 22ff.

Dieses Selbstverständnis spiegelt sich in der Motivwahl Collins wieder, welche am Beispiel der Gestaltung des Schreckensbildes *Totalitarismus* demonstriert werden soll, wobei exemplarisch die Darstellung der Machtstrukturen in *Nineteen Eighty-Four* vs. Collins Trilogie und daraus resultierende gesellschaftliche Bedingungen verglichen werden. Beide politischen Systeme resultieren aus der Beendigung einer Revolutionszeit, welche nun von totalitären Strukturen mit der Rechtfertigung, vorherig übliche Unruhen zu verhindern, geprägt sind. So entstand die Doktrin der Ingsoc nach einer Dekade von Bürgerkriegen¹⁵ und analog dazu gründet *Hunger Games* Panem auf dem Erbe der ‘Dark Days’ – einer Zeit, in der sich die einzelnen Distrikte gegen das Kapitol auflehnten. Das für die Bevölkerung offensichtlichste Resultat sind die jährlichen Hungerspiele, wobei aus jedem Distrikt zwei Kinder als Tribute zu einem Kampf um Leben und Tod in einer künstlichen Arena involviert sind. Ihren Zweck und Effekt beschreibt die Protagonistin wie folgt: „Taking the kids from our districts, forcing them to kill one another while we watch [...] is the Capitol’s way of reminding us how [...] little chance we would stand of surviving another rebellion.”¹⁶

Die Idee der Desintegration der Bevölkerung durch diese extreme Form des Wettbewerbs, wird weiterhin gefördert, indem die Distrikte, die paradoxerweise durch eine strenge Arbeitsteilung geprägt kollektiv für eine Sache, i.e. den Luxuserhalt des Kapitols arbeiten, kaum Kontakte zueinander pflegen dürfen. Alles Wissen über andere Distriktbewohner wird durch Fernsehübertragungen und bewusste Stereotypenprägung geleitet.¹⁷ Die Desintegration nach Innen findet sich auch in Orwells Roman wieder, sodass einzelne Schichten der ozeanischen Gesellschaft nichts übereinander wissen und sich durch die ständige Reproduktion ihrer Rollen nicht vermischen. In der Welt *Nineteen Eighty-Fours* ist ferner jeglicher Kontakt mit Ausländern verboten.¹⁸ Dieses Element der mangelnden Informationslage ist mit den zwei Hauptzielen der ‚Party‘, die Welt zu erobern und unabhängiges Denken auszulöschen, verbunden. Indem die anderen beiden Machtblöcke der Welt das erstere Ziel ebenso anstreben, gibt es für immer Krieg.¹⁹ Das Regime nach Orwell dient somit, trotz des vermeintlichen Außenbezugs, zum Machterhalt der

¹⁵ Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949. In: Orwell, George 1984. London: Penguin Books 2008. S.30.

¹⁶ Collins, Suzanne: *The Hunger Games*. London: Scholastic Children’s Books, Scholastic Inc. 2008, S. 21.

¹⁷ Vgl. Collins, Suzanne: *The Hunger Games*. London: Scholastic Children’s Books, Scholastic Inc. 2008, S. 21.

47, 48, 79ff; Collins, Suzanne: *Catching Fire*. London: Scholastic Children’s Books, Scholastic Inc 2009, S. 23. Collins, Suzanne: *Mockingjay*. London: Scholastic Children’s Books, Scholastic Inc 2010, S. 248f.

¹⁸ Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949. In: Orwell, George 1984. London: Penguin Books 2008, S. 72, 75, 144, 176, 204, 228)

¹⁹ Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S. 36, 87, 120f, 161, 203, 207.

Elite nach innen, d.h. gegenüber der eigenen Bevölkerung: „[T]he object of war is not to make [...] conquests of territory but to keep the structure of the society intact.“²⁰ Die Systeme in *The Hunger Games* und *Nineteen Eighty-Four*, welches vermeintlich eine Außenperspektive miteinbezieht, sind sich somit näher als vermutet.

Dem totalitären Prinzip getreu, handelt es sich bei beiden porträtierten Staaten außerdem um rechtlose Systeme. Während in Oceania das Gesetz von vornherein nicht existiert – „In Oceania there is no law“²¹ – gibt es in Panem Regeln und Gesetze, die jedoch willkürlich verändert und nach eigenem Ermessen, angewandt werden. Dies zeigt sich beispielsweise in den Regeln des Jubiläumshungerspiels, welche theoretisch bereits vor 75 Jahren hätten niedergeschrieben werden müssen, die Protagonistin Katniss jedoch folgendes feststellt: „Is it possible that this was really [...] written down seventy-five years ago? It seems unlikely. It’s just too perfect an answer for the troubles the Capitol is facing today.“²²

Die Thematik der Willkür ist zudem mit dem Motiv der Überwachung, wobei diese in beiden Werken persönlich direkt oder anonym auftritt, verbunden. So lassen sich die Figuren des Big Brother und des Präsidenten Snow gegenüberstellen, wobei sich Big Brother im Gegensatz zu Snow nie öffentlich zeigt und vermutlich nicht existiert.²³ Selbst wenn „Big Brother is watching you“²⁴ an ein universales ‚Du‘ gerichtet ist, so ist die Beobachter-Beobachteter Beziehung der ähnlich, in der sich Katniss befindet. Präsident Snow beobachtet sie und signalisiert dies zumeist durch das Senden von Rosen, die denen gleichen, die er mit sich trägt. Das Signal von Snow an Katniss lautet somit: „Perhaps I am watching you now.“²⁵

Bezüglich der anonymen Überwachung ist beiden Dystopien gemeinsam, dass jeder Haushalt einen Fernseher hat oder zu öffentlichen Ausstrahlungen erscheinen muss. Orwells ‚telescreens‘ stellen jedoch eine extremere Ausgestaltung von Überwachung dar, zumal diese nicht nur Sendungen ausstrahlen, sondern gleichzeitig alle Bewegungen und Worte der anwesenden Personen aufnehmen.²⁶ Im Gegensatz dazu kann das TV-Gerät in Panem Aufgenommenes nur ausstrahlen, wobei trotzdem ein elaboriertes und verstecktes System aus Überwachungskameras

²⁰ Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S.207.

²¹ Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S. 220.

²² Collins, Suzanne: *Catching Fire*, 2009, S. 198.

²³ Vgl. Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949. S. 216f.

²⁴ Vgl. Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S. 3f, 29, 83, 216.

²⁵ Vgl. Collins, Suzanne: *Mockingjay* 2010, S. 17.

²⁶ Vgl. Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S. 4f, 33ff; Collins, Suzanne: *The Hunger Games*, 2008, S. 143; Collins, Suzanne: *Mockingjay*, 2010, S. 248.

existiert. Durch das verpflichtende Rezipieren der Sendungen vermag die Gesellschaft in den *Hunger Games* außerdem, ihre eigenen Mitglieder zu beobachten. Dies ist nicht direkt mit der Aufnahmefähigkeit der ‚telescreens‘ zu vergleichen, liefert aber eine neue Art des anonymen Beobachtens, die analog zum heutigen Reality-TV der ganze Bevölkerung Zugriff die Aufzeichnungen der Teilnehmenden liefert.²⁷

Sämtliche Überwachungstechniken sind mit der Produktion von Angst – sowohl als ein Resultat von, als auch Mittel zur Kontrolle – verbunden. Die Regime beider Werke drohen bei jeglicher als Verbrechen eingestufte Tat mit unverhältnismäßigen Strafen, die öffentlich vollzogen beziehungsweise live übertragen werden, um dem ständigen Zwang des Zuschauens gerecht zu werden.²⁸ Die Agenten der Strafermessung und -ausführung – entweder die Thoughtpolice bei Orwell oder die Peacekeepers in *The Hunger Games*²⁹ – stehen hierbei stellvertretend für das Unterdrückungssystem. Ihr anonymes Auftreten lässt sie zu Projektionsflächen von Angst werden, zumal es nicht möglich ist, ihre Beweggründe und das Strafausmaß einzuschätzen. Es resultiert eine allgemeine Verunsicherung, die sich in Winston beispielweise dadurch zeigt, dass er Feind und Freund nicht zu unterscheiden vermag.³⁰ Ähnliches trifft auf Katniss zu, die zu Beginn des dritten Bandes als „mentally disoriented“ diagnostiziert ist und keine Einschätzung über die tatsächlichen Beweggründe der Rebellen zu treffen vermag.³¹ Diese Unsicherheit zu überwinden, markiert den Unterschied der beiden Dystopien. Sie gelingt Katniss im Gegensatz zu Winston, indem sie in den Rebellen immer mehr eine Kontrollinstanz sieht: „Another power to contend with. Another power player who has decided to use me as a piece in [the] games.“³² Nichtsdestotrotz nimmt sie die Rolle der Revolutionsführerin, i.e. des Mockingjay, welche für sie geschaffen wurde, an und ist sich nur vermeintlich über ihre Bedeutung als Rebellionssymbol bewusst. Die vollen Ausmaße der Rebellion, zu welcher sie in außerordentlicher Weise durch ihre Symbolkraft beiträgt, werden ihr jedoch erst dann vor Augen geführt, als ihre Schwester Prim durch einen Sprengsatz der Rebellen stirbt.³³

²⁷ Vgl. Collins, Suzanne: *The Hunger Games*, 2008, S. 101, 144, 204, 411, 436; Collins, Suzanne: *Catching Fire*, 2009, S. 17, 44, 50, 84, 101.

²⁸ Vgl. Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S. 52, 279; Collins, Suzanne: *Mockingjay*, 2010, S. 141, 204.

²⁹ Vgl. Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S. 106, 116, 219; Collins, Suzanne: *Catching Fire*, 2009, S. 119, 123, 143.

³⁰ Vgl. Orwell, George: *Nineteen Eighty-Four*, 1949, S. 271.

³¹ Vgl. Collins, Suzanne: *Mockingjay* 2010, S. 10f.

³² Collins, Suzanne: *Mockingjay* 2010, S. 66.

³³ Vgl. Collins, Suzanne: *Mockingjay* 2010, S. 6, 11, 35, 57, 101, 246, 260, 391.

Die ausschnittshaften Gegenüberstellung, ließe sich mit unzähligen weiteren Motiven fortführen, welche das nun erhaltene Bild, dass Collins Dystopie sowohl eine Anlehnung als auch eine Abgrenzung an Orwells Werk darstellt, weiter bekräftigen würden. Indem *Nineteen Eighty-Four* und die *Hunger Games* Trilogie exemplarisch zur Erfassung des dystopischen Diskurses herangezogen werden, zeigen sich sowohl regelmäßig problematisierte Missstände aber auch neue soziopolitische Problematiken, die Teil der literarisch-dystopischen Reflexion werden. Collins Trilogie erweist sich nicht nur durch klassisch-dystopische Motive wie die Totalitarismuskritik beeinflusst, sondern auch durch neuartige Thematiken wie durch die Kritik des Reality TV ergänzt. Jede literarische Auseinandersetzung mit vorhandenen Motiven liefert immer wieder neuartige Erkenntnisse, sodass für die Rezeption *Nineteen Eighty-Fours* gilt:

The words [...] remain the same; but literary meaning [...] arises from the interaction between what an author wrote at a particular time and place in history, and the interests [...] and knowledge that readers bring to it at successively different times and places.³⁴

Eine literarische Abhandlung tritt in Dialog mit Rezipienten und Produzenten weiterer Werke, sodass die Motive der *Hunger Games* Trilogie auf unter anderem Orwells Werk rekurren und somit als „imaginative re-combinations of its inheritance from dystopian fiction“³⁵ erscheinen. Diese Vorstellung der Interaktion von Autor, Werk und Leser bedingt nicht zuletzt einen Diskurs, der sich durch ständigen Austausch konstant bekräftigt, erneuert und auch revidiert. Somit ist die literarische Dystopie keineswegs statisch. Sie richtet sich immer wieder neu auf den zeitgeschichtlichen Rahmen aus. Indem eine kritische Rezeption der *Hunger Games* stattfindet, kann Collins als Autorin eines dystopischen Diskurses gelten, dem bereits Orwell zugehörig war.

³⁴ Bergonzi, Bernard: *Nineteen Eighty-Four and the Literary Imagination*. In: Baker-Smith, Dominic / Barfoot, C.C. (Hrsg.): *Between Drama and Nature – Essays on Utopia and Dystopia*. Amsterdam: Editions Rodopi 1987, S. 227.

³⁵Martin, Bruce: *Political Mutations: 'Real or Not Real?'* McFarland & Company 2014, S. 236.

Literatur

- Bergonzi, Bernard: Nineteen Eighty-Four and the Literary Imagination. In: Baker- Smith, Dominic / Barfoot, C.C. (Hrsg.): *Between Drama and Nature – Essays on Utopia and Dystopia*. Amsterdam: Editions Rodop. 1987, S.211-228.
- Booker, M. Keith: *The Dystopian Impulse in Modern Literature – Fiction as Social Criticism*. London: Greenwood Press 1994.
- Clemente, Bill: *Panem in America: Crisis Economics and a Call for Political Engagement*, 2012. In: Pharr, Mary F. / Clark, Leisa A.: *Of Bread Blood and The Hunger Games*. London: McFarland & Company Inc. Publishers 2012.
- Collins, Suzanne: *The Hunger Games*. London: Scholastic Children's Books, Scholastic Inc. 2008
- Collins, Suzanne: *Catching Fire*. London: Scholastic Children's Books, Scholastic Inc 2009.
- Collins, Suzanne: *Mockingjay*. London: Scholastic Children's Books, Scholastic Inc 2010.
- Day, Sara K. / Green-Barteet, Miranda A. / Montz, Amy L.: *Female Rebellion in YoungDystopian Fiction*. Farnham: Ashgare Publishing Limited 2014.
- Benthune, Brian: *The Hunger Games Taps into Adolescent Issues of Dating and Death [Dystopia Now: A Frightening Story About Kids Killing Other Kids for the Amusement of Adults Has Become a Blockbuster. Here comes why.]* Rogers Communications: Maclean's 2014. In: Wiener, Gary (Hrsg.): *Violence in Suzanne Collins's The Hunger Games Trilogy*. Farmington Hills: Greenhaven Press 2015. S. 60-70.
- Hunter, Nick: *Suzanne Collins*. Chicago: Raintree 2014.
- Martin, Bruce: *Political Muttations: 'Real or Not Real?'* In: Evans Garriott, Deidre Anne/ Jones, Whitney Elaine Jones/ Tyler, Julie Elisabeth (Hrsg.) *Space and Place in The Hunger Games – New Readings of the Novels*. Jefferson: McFarland & Company 2014, S.220- 242

-
- Mikota, Jana: Dystopie. KinderundJugendmedien.de: 13. März 2013. Verfügbar unter: <http://www.kinderundjugendmedien.de/index.php/begriffe-und-termini/594-dystopie>, zuletzt zugegriffen am: 22.12.2016.
- Orwell, George: Why I write, 1947. In: Orwell, George / Angus, Ian (Hrsg.): In front of your nose: 1945 – 1950. London: Secker & Warburg 1968.
- Rothman, Lily: How 1984 Could Be the Next Hunger Games. Time.com. 17. Januar 2014. Verfügbar unter: <http://time.com/1164/1984-equals/>, zuletzt zugegriffen am: 22.12.2016.
- Springen, Karen: “Children's Books: Apocalypse Now – Teens turn to dystopian novels” Publishers Weekly Weekly Band 257 Heft 7, 5.02.2010. verfügbar unter: <http://www.publishersweekly.com/pw/print/20100215/42087-children-s-books-apocalypse-now.html>, zuletzt zugegriffen am: 22.12.2016.
- Schölderle, Thomas: Idealstaat oder Gedankenexperiment? Zur Konzeptualisierung der Begriffe im Kontext von Staatsdiskurs und Utopieforschung. In: Schölderle, Thomas (Hrsg.): Idealstaat oder Gedankenexperiment? – Zum Staatsverständnis in den klassischen Utopien. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2014. S. 9-29.

Elizabeth Corbett's *New Amazonia*



Myrthe Greim

studiert Literatur- und Kulturtheorie (MA) in Tübingen.

A Foretaste of a Perfect Future?

If one was given the chance to have a look at the future where a completely new social order and political system will be established, where everything one has ever wished for is reality, would one overlook the anti-human tendencies that have developed? Would one look away, if scores of people are killed and the private life of each citizen is controlled by the state?

The reader of Elizabeth Burgoyne Corbett's utopia *New Amazonia – A Foretaste of the Future* finds himself confronted with these questions. Published in 1889, the novel *New Amazonia* criticizes the women's rights situation at the end of the 19th century. The story is set in the utopian state of New Amazonia in the year 2472. The protagonist first gives a detailed account of all the events that led to the current society. After some

devastating wars a delegation of carefully selected women was sent to Ireland to build up a new society there.¹ The historical background information is followed by an enthusiastic report of everyday life and accomplishments in New Amazonia. An article about female suffrage in the *Nineteenth Century Magazine* acts hereby as a point of reference the emphasise the differences between women's situation in the 19th century and in New Amazonia.

A 21st century reader may find it hard to cope with some of the ideas that are realised there. However, these ideas are nothing new with regard to the historical development of social theories. Besides a both interesting and shocking reading experience, Corbett's novel offers the possibility of experiencing a society whose theoretical background is packed with parallels to and influences

¹Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: *New Amazonia – A Foretaste of the Future*. London: Tower Publishing Company 1889, p.23

of famous theorists. This essay will only sketch the most important parallels and influences and does not claim completeness, since many others can be found as well.

Writing a female utopia, no author can neglect Mary Wollstonecraft who can be considered the mother of feminism. She strongly supported the idea of a good education for women so that they could be able to earn their own living. Men, she held, would profit from such a development, too. If men and women were both well educated, a marriage would be founded on mutual respect.² The New Amazonian society implemented Wollstonecraft's demands: Regardless of the sex, all children and young people enjoy an excellent, equal education and the freedom to choose their profession themselves. Marriages are seen as a civil commitment on the basis of equal rights which can be terminated by both sides.³

Published shortly before the suffragette movement officially started around 1903 with Emmeline Pankhurst as its leading figure, Corbett's novel anticipated many of their goals. The most obvious and most important one is of course women's suffrage. Since the article the narrator reads in the prologue actually deals with women's right to vote and how it is opposed by some rich ladies, this discussion acts like a trigger to pull of the main part of the story which is set in a society where women do not only have the right to vote but where they even successfully govern a country.⁴

The state, referred to as "the Mother", cares for her population like a real mother does for her children. This is probably the most obvious female influence on the government in New Amazonia. The state offers a free education to all children to enable them to care for themselves. The influence also reaches as far as the whole economy and the private life of her inhabitants. Consisting out of a delegation of female ministers chosen by the population and a leader, her aims are a fair economy without monopolies, private competition and taxation and the constant improvement of the society through technology and medicine. Men and married people are not allowed to have a seat in government, a fact that leaves a 21st century reader with a bitter aftertaste, considering that this state claims to treat its people completely equally.⁵

Different from the discussion of women's equality today in the 21st century, when some men

² Cf. Schlitzer, Monika (Programmleitung) (1): Das Philosophiebuch. München: Dorling Kindersley 2011, p.154f

³ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: New Amazonia – A Foretaste of the Future. London: Tower Publishing Company 1889, p.46

⁴ Cf. Schlitzer, Monika (Programmleitung) (2): Das Politikbuch. München: Dorling Kindersley 2013, p.206

⁵ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: New Amazonia – A Foretaste of the Future. London: Tower Publishing Company 1889, p.81

fear to lose their manliness if women were treated equally in every sense, the New Amazonian men are perfectly content with their position in society. One of them, named John Saville, tells the narrator that in history men had their chance to govern and rule the world but since they have failed and brought nothing but war and terror to society it is now up to women to lead. Over the years and compared to other countries that still rely on male judgement, “the Mother” has proven that women are more capable of ruling a society fairly. Therefore, they now accept not to be allowed to gain a position in government or to be punished more severely for the same crime.⁶

A discussion that is held today, has been solved in New Amazonia. Since the society is led by women who perform the same jobs as men on an equal level and sometimes even more efficiently, the understanding of sex and gender is completely different. Of course, the biological sex is still there and has lost nothing of its reproductive importance but the gender roles which imply how a person of one sex is supposed to be and what its position in society is have changed. No one in New Amazonia would ever think of women as the weaker sex that needs protection and is not able to perform the same tasks as men. Locking them up in a house with the household and the children as their only occupation would be seen as a thoughtless, even a criminal waste of abilities and resources. The mother role is not as important as it was in the Victorian Age. Many women prefer a career over children since, as a mother, one is for example not allowed to take a seat in the government. In fact, it is the state - “the Mother” - that takes care of the children. The parents themselves do not have to take any responsibility for their offspring. However, even though mothers are treated with the same respect as single women, only few choose the “animal pleasures of marriages and re-production”⁷ over intellectual challenges and ways of improving the society. In New Amazonia, no childless woman would ever be confronted with accusations of being unfeminine, selfish or ignoring her biological duty as it may be today. Furthermore, no working mother is thought of as self-centred, career-obsessed or endangering the mental health of her offspring. Not only in Germany such arguments are part of the public discussion on female emancipation.

Although one could argue that by creating a fair and open society New Amazonia has

⁶ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: *New Amazonia – A Foretaste of the Future*. London: Tower Publishing Company 1889, p.131

⁷ Corbett, Elizabeth Burgoyne: *New Amazonia – A Foretaste of the Future*. London: Tower Publishing Company 1889, p. 81

abandoned Social-Darwinism, it took a great deal of “the survival of the fittest” to reach this quite perfect state.

No matter if one wants to describe human society as a garden that needs to be tamed and cultivated (cf. Thomas Henry Huxley) or as an organism with the need of protection against dangerous invaders (cf. Alfred Ploetz and Ernst Haeckel), fierce governmental actions are an inevitable step to secure its prosperity. All the three authors whose ideas will be discussed furthering chose strong metaphors to characterise society and the perils it must face.

Huxley compares a state to a garden which can only flourish under the careful supervision of a skilled gardener. It is his (or her) duty to nourish the beautiful flowers, exterminate weeds and shoo wild animals. A government ought – in his argumentation - to do the same with “savages” (as compared to the “civilised world”).⁸

His reflections are fully integrated into New Amazonian law: Before the repopulation of Ireland, several guidelines to select the best applicants were introduced. These restrictions were supposed to secure a healthy, strong and intelligent society without any hereditary diseases or degenerations. By this arrangement, the Teuto-Scottish government wanted to make sure that only the fittest and most able women were chosen to populate New Amazonia.⁹

As two German representatives of the eugenic movement, Ploetz and Haeckel made a harsh distinction between “useful” and “useless” life. So-called “useless” or “parasitic” people, e.g. incurable or mentally ill, handicapped and persons from a different “race”, were believed to weaken the state. This danger could only be defeated by exclusion and death – which would be “an act of compassion and reason” as Haeckel argued.¹⁰

The New Amazonian society applies these principals to their treatment of incurably ill people. Although they have been able to find medicines for nearly every illness that in former times was deadly there still are some afflictions that prove themselves incorrigible.¹¹

Jeremy Bentham’s considerations about social order which favour the prosperity of the

⁸ Cf. Huxley, Thomas Henry: *Evolution and Ethics and Other Essays* [1894]. Hildesheim/ New York: Olms 1970, p. 13-19

⁹ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: *New Amazonia – A Foretaste of the Future*. London: Tower Publishing Company 1889, p.40

¹⁰ Cf. Haeckel, Ernst: *Die Lebenswunder: Gemeinverständliche Studien über Biologische Philosophie*. Stuttgart: Kröner 1905, p.134 and Ploetz, Alfred: *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen: Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, insbesondere zum Sozialismus*. Berlin: Fischer 1895, p. 13

¹¹ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: *New Amazonia – A Foretaste of the Future*. London: Tower Publishing Company 1889, p.73f

community over the interests of an individual are realised in New Amazonian society. He supported the idea that a government should always hold the happiness of the majority aloft to the happiness of the minority. The morality of a decision was to be judged by the effect it had with respect to this goal. The fascination potential of this principle of governing lies in its simplicity. All doubts about the moral impact of a decision are washed away, if the community profits.¹² “The Mother”, New Amazonia’s ubiquitous government, clearly follows these utilitarian principles. It lives by the motto “Prevention is better than cure”¹³. This can be applied on the education of each child instead of sending them to work in factories as well as to the minimisation of cost by killing incurable ill people instead of paying for their lifelong care.

Healthy, clever and conformist individuals do not automatically form a stable and able society in the future. This was the starting point for Thomas Malthus and his theory of population growth. Malthus stated that the greatest interior danger for a community lies in an uncontrolled population growth. The vicious circle of a baby boom in times of peace and wealth, followed by famines due to overpopulation which would result in a reduction of the population through war and a stable society afterward, can – per Malthus - only be overcome by regulated reproduction. The Malthusian laws as established in New Amazonia allow a couple to have not more than four children to prevent overpopulation. Neglecting the laws will lead to deprivation of one’s civil rights.¹⁴

The Anglican cleric William Ralph Inge talks of the dangers a society is exposed to by immigration. A mix of races, per his opinion, could change the composition of a population and weaken it.¹⁵ In New Amazonia this “danger” is banned by strict immigration laws. Parallels to the current discussions about regulated immigrations are apparent.

W.R. Inge and Francis Galton, often called “the father of Eugenics”, share the idea that a person is determined by his or her heredity. No environmental influence they thought could change it. Therefore, a careful and clever marriage policy is key to securing the “superiority” of one’s “race”. Inge furthermore stated that criminal behaviour is a hereditary malfunctioning of the

¹² Cf. Schlitzer, Monika (Programmleitung) (1): Das Philosophiebuch. München: Dorling Kindersley 2011, p.174

¹³ Corbett, Elizabeth Burgoyne: New Amazonia – A Foretaste of the Future. London: Tower Publishing Company 1889, p.129

¹⁴ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: New Amazonia – A Foretaste of the Future. London: Tower Publishing Company 1889, p.46

¹⁵ Cf. Inge, William Ralph (1): England. New York: Charles Scribner’s Sons 1926, p.41

brain and should be considered curable.¹⁶ Following these principals, criminals in New Amazonia are not held responsible for their actions. To help them becoming a well-functioning part of society again, criminals are brought to institutions where their mental illness is treated. Should it appear somehow to be incurable, the criminals are killed in - what Inge describes as - the most human way.¹⁷

H.G.Wells - best-known for his fictional literature and author of a utopia himself- also wrote some essays about genetics and eugenics. His thoughts can be applied on New Amazonia as well. Further on Wells talks about preventing suffering by killing the offspring of people who fail to live by the rules of society or are incurable ill, just as it is done in New Amazonia.¹⁸ For example, illegitimate children are strictly forbidden and killed. Other babies who fail medical examination are also “freed from their earthly existence”.¹⁹

Even though Elizabeth Corbett might not have read all the theories named above, it is evident that she wrote her utopia with a close eye on current biological and sociological discussions.

Reading the novel confronts the audience - especially women - with mixed feelings. On the one hand side, it is very tempting to like the New Amazonian society. Everyone is treated kindly, the environment is kept clean, people are interested in their development and no one has to suffer from symptoms of old age or illnesses. On the other hand, people are under constant observation and each area of life is regulated by the state. One is not allowed to choose mates freely or how many children one wants to have. At the beginning of one’s career all the earnings belong to the state. Here the discourse about the right balance between personal freedom and state control takes effect.

If looking at the eugenic measurements taken by the New Amazonian government in order to secure the well-being and stability of the society under the economic aspect, there is a certain irresistibly logic. Nevertheless, the moral aspect cannot be neglected. Especially with the perversion that happened to eugenics’ under the Nazi regime in mind, the idea of killing people just because they are illegitimate, somehow disabled or non-conformists is repulsing.

¹⁶ Cf. Inge, William Ralph (2): Capital Punishment [1922]. In: ders. Lay Thoughts of a Dean. New York/ London: Putman’s Sons 1926. 148-155, p.154

¹⁷ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: New Amazonia – A Foretaste of the Future. London: Tower Publishing Company 1889, p.75

¹⁸ Cf. Nate, Richard: Biologismus und Kulturkritik, Eugenische Diskurse der Moderne. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014, p.138

¹⁹ Cf. Corbett, Elizabeth Burgoyne: New Amazonia – A Foretaste of the Future. London: Tower Publishing Company 1889, p.46

Even though such a state as New Amazonia sounds very tempting to women - regardless if they live in the 19th or the 21st century - who must cope with discriminating treatment, it is, in my opinion, not a perfect or very desirable vision of the future.

Sources

Corbett, Elizabeth Burgoyne: *New Amazonia – A Foretaste of the Future*. London: Tower Publishing Company 1889. Re-published by: Historical Collection from the British Library. o.J.

Haeckel, Ernst: *Die Lebenswunder: Gemeinverständliche Studien über Biologische Philosophie*. Stuttgart: Kröner 1905.

Huxley, Thomas Henry: *Evolution and Ethics and Other Essays* [1894]. Hildesheim/ New York: Olms 1970.

Inge, William Ralph: *England*. New York: Charles Scribner's Sons 1926.

Inge, William Ralph: *Capital Punishment* [1922]. In: ders. *Lay Thoughts of a Dean*. New York/ London: Putman's Sons 1926, p. 148-155.

Nate, Richard: *Biologismus und Kulturkritik. Eugenische Diskurse der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014.

Ploetz, Alfred: *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen: Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, insbesondere zum Sozialismus*. Berlin: Fischer 1895.

Schlitzer, Monika (Programmleitung): *Das Philosophiebuch*. München: Dorling Kindersley 2011.

Schlitzer, Monika (Programmleitung): *Das Politikbuch*. München: Dorling Kindersley 2013.

Sprechangst – ein rhetorisches Problem?



Svenja Katharina Heesch
studiert Allgemeine Rhetorik
(MA).



"Mich interessiert das Thema Sprechangst, da sie einen entscheidenden Faktor darstellt, ob der Redner überzeugend wirken kann und es trotzdem kaum Überlegungen im Bereich der Rhetorik dazu gibt."

Vor Publikum reden ist keine leichte Sache. Viele kommen schon beim Gedanken daran, die Rede auf der nächsten Jubiläumsfeier zu halten, buchstäblich ins Schwitzen. Allein die Vorstellung lässt sie erzittern, die nächste Präsentation im Meeting vor dem Chef zu halten: „Hoffentlich bekomme ich keinen Blackout!“, „Bestimmt fange ich wieder an zu stammeln.“, „Ich darf nicht rot werden!“, sind Gedanken, die einem in den Kopf kommen können.

Die Rede ist von Sprechangst. Jeder hat wohl in der ein oder anderen Form schon einmal Sprechangst gespürt, auch wenn es nur ein nervöse Kribbeln im Bauch war. Wirft man einen Blick in die Rhetorik, stößt man überraschenderweise auf wenig Konkretes zum Thema Sprechangst. Es existiert keine Theorie zur Sprechangst – und somit auch kein Hinweis auf Bewältigungsstrategien. Auch im Bereich der Psychologie gibt es nur wenige, sprech-spezifische Überlegungen. Meist wird Sprechangst im Rahmen sozialer Ängste als Bewertungsangst untersucht. Gerade im Bereich der Rhetorik ist es allerdings besonders verwunderlich, dass die Sprechangst so stiefmütterlich

behandelt wird. Denn diese wirkt sich zwangsläufig negativ auf die Überzeugungskraft des Redners aus. Inwiefern gibt es überhaupt eine rhetoriktheoretische Auseinandersetzung mit dem Thema Sprechangst?

Bereits in der römischen Antike gibt es erste Überlegungen zum Phänomen Sprechangst. Es existiert jedoch keine umfassende Theorie zur Entstehung von Aufgeregtheit bzw. Angst vor der

Sprechsituation und deren Bewältigung. Die Darstellung ist bestenfalls von persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen geprägt.¹

Cicero, der als größter Redner im antiken Rom gilt, empfand vor jeder Rede eine Anspannung oder Aufgeregtheit, die auch mit zunehmender Erfahrung nicht verschwand. Kann man nun sagen, dass Cicero unter Sprechangst litt? Man muss diese Frage wohl mit „Nein“ beantworten: Denn er hatte keine *Angst*, sondern er hatte *Furcht*. Was hier wie semiotische Haarspalterei wirkt, ergibt Sinn, wenn man sich die Unterscheidung zwischen Angst und Furcht in der Psychologie betrachtet.

Angst wird als objektlos und unbegründet definiert. *Furcht* dagegen zeichnet sich dadurch aus, dass sie immer auf ein konkretes Objekt bezogen ist.² Cicero verwendet Worte, die „Furcht“ (lat. „*timor*“, „*metus*“) oder „sich fürchten“ (lat. „*timere*“, „*pertimescere*“) bedeuten.³ Die lateinischen Worte für Angst verwendet er in diesem Zusammenhang nicht. Auch in der Antike war Furcht ein Affekt, der bei drohender Gefahr auftritt, die den Menschen vernichten könnte. Der Begriff der Angst, im Sinne einer Weltangst, hat sich erst später mit dem Beginn des Christentums entwickelt.⁴ Damit wird deutlich, dass es sich bei dem „Sprechangst“-Phänomen in der Antike eher um eine objektbezogene *Furcht* handelt.

Cicero fasst Sprechangst als Bewertungsangst auf. Der Redner hat auf der einen Seite die Befürchtung nicht so gut zu sein, wie er sein könnte und somit seinen eigenen Ansprüchen nicht zu genügen. Auf der anderen Seite fürchtet er sich vor der Bewertung durch das Publikum. Die Bewertungssituation, in der sich der Redner befindet, lässt Cicero in seinem Dialog *De oratore* durch die Figur des Antonius treffend zusammenfassen: „Sooft [sic!] wir nämlich reden, so oft wird ein Urteil über uns gefällt.“⁵

Dieser Ansatz entspricht auch der heutigen Einordnung der Sprechangst als *Leistungsangst* beziehungsweise als Unterkategorie der Sozialangst in der Psychologie. Cicero thematisiert seine Furcht vor der Rede auch explizit in seinen Reden. In der Rede *Gegen Caecilius* beschreibt er

¹Vgl. Beushausen, Ulla: Redeangst. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 10. Hrsg. von Gert Ueding. Berlin / Boston: Niemeyer 2012, Sp. 1016-1021.

²Vgl. o.A.: Angst. In: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache [Ausg. in 8 Bd.]. Hrsg. von Günther Drosdowski. Bd. 1: A-Bim. 2. Völlig neu bearb. u. stark erw. Aufl. Mannheim u.a.: Duden: 1993 sowie Demmerling, Christoph / Landweer, Hilge: Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart: Metzler 2007.

³Vgl. Vischer, Rüdiger: Lateinische Wortkunde für Anfänger und Fortgeschrittene. 3., durchgesehene Aufl. Stuttgart: Teubner 1996.

⁴Vgl. Schulz, Walter: Das Problem der Angst in der neueren Philosophie. In: Hoimar von Ditfurth (Hrsg.): Aspekte der Angst. Starnberger Gespräche 1964. Stuttgart: Thieme 1965.

⁵Cicero, Marcus Tullius: De oratore/Über den Redner. Übers. von Harald Merklin. Stuttgart: Reclam 2006, I, 125.

seine Empfindungen: „[N]icht nur mein Verstand [gerät] in Unruhe, sondern ich erzittere sogar am ganzen Körper.“⁶ Damit erfasst er zwei der drei Reaktionsebenen, auf denen sich Sprechangst ausdrückt. Es handelt sich um die kognitiv-emotionale (Gedanken und Gefühle) und psychophysiologische (körperliche Reaktionen) Reaktionsebene. Hinzu kommt die motorisch-behaviorale (Verhalten) Reaktionsebene, die Cicero hier nicht nennt.

Quintilian, der die *Institutio Oratoria* als Lehrbuch für die Erziehung des Redners geschrieben hat, befasst sich ebenfalls mit dem Phänomen Sprechangst. Er nennt Tapferkeit, Selbstvertrauen und Standfestigkeit als notwendige Eigenschaften eines Redners. Diese müssen vorhanden sein, da selbst Theorie und alle Anstrengung nichts ausrichten könnten, wenn der Charakter ängstlich sei.⁷ Schlecht ist Schüchternheit, die aus Furcht resultiert, da sie von der eigentlichen Aufgabe, dem was zu tun ist, ablenke. Wenn der Redner sich nicht auf die Redeaufgabe konzentriert, komme es laut Quintilian zur Verwirrung.⁸ Kreisende Gedanken und die Beschäftigung mit nicht-aufgabenbezogenen Kognitionen sind auch aus heutiger Sicht für redeängstliche Menschen charakteristisch.⁹

Trotzdem erwartet Quintilian, dass der Redner zu Beginn sichtbar aufgeregt ist. Sollte sich die Aufgeregtheit nicht von alleine einstellen, so sei sie vorzutäuschen. Der Redner soll sich seiner verantwortungsvollen Aufgabe bewusst sein, allerdings nicht unter dieser zusammenbrechen.¹⁰ Diese Überlegungen entsprechen dem *Yerkes-Dodson-Gesetz*, welches die Auswirkungen von Angst auf die Leistungsfähigkeit beschreibt. Ist das Angstempfinden zu gering, kann dies zu Sorglosigkeit oder Antriebslosigkeit führen. Ist es zu hoch, kann es den Menschen blockieren oder lähmen. Nur bei einem mittleren Angstaussmaß kann die maximale Leistungsfähigkeit erreicht werden.¹¹ Daraus wird deutlich, dass die Aufgeregtheit vor der Rede nicht per se schlecht ist. Der Umgang mit der Angst ist das Entscheidende. Nur wenn der Redner sein übermäßiges und übersteigertes Angstaussmaß reduziert, kann er überzeugend sein. Aus rhetorischer Perspektive ist

⁶ Cicero, Marcus Tullius: Gegen Caecilius. In: Sämtliche Reden. Eingel., übers. u. erl. von Manfred Fuhrmann. Bd. 3. 2., durchgesehene Aufl. Zürich / München: Artemis 1983, 41.

⁷ Vgl. Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Bd. 2. Hrsg. u. übers. von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1988.

⁸ Vgl. Ebd.

⁹ Vgl. Pollay, Antje: Redeangst abbauen: Entwicklung, Durchführung und Evaluation eines integrativen Trainings. Hamburg: Diplomica Verlag 2012 (eBook-Ausgabe).

¹⁰ Vgl. Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Bd. 2. Hrsg. u. übers. von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1988.

¹¹ Vgl. Morschitzky, Hans: Angststörungen. Diagnostik, Konzepte, Therapie, Selbsthilfe. 3. überarb. u. erw. Aufl. Wien: Springer 2004.

dies von entscheidender Bedeutung. Der Redner tritt mit einem Ziel (*telos*) vor sein Publikum. Er will etwas erreichen und andere von etwas überzeugen. Hat er zu viel Angst, wird er nicht erfolgreich sein, weil ihn diese dann blockiert.

Der Vortrag (lat. *actio*) ist von zentraler Bedeutung. Demosthenes bringt es auf den Punkt. Er soll auf die Frage, was das Wichtigste in der Redekunst sei, geantwortet haben: 1. *actio*, 2. *actio*, 3. *actio*.¹² Quintilian hebt ebenfalls die Wirkung des Vortrags hervor: „Ja, ich möchte behaupten, daß [sic!] selbst eine mittelmäßige Rede, die sich durch die mitreißende Kraft des Vortrags empfiehlt, mehr Eindruck hinterlassen wird als die beste, der diese Empfehlung fehlt.“¹³ All die Vorbereitung, die der Redner in seine Rede gesteckt hat, wird wertlos und verliert ihre Überzeugungskraft, wenn der Vortrag schlecht ist. Die Bewältigung von Sprechangst sollte daher Teil der rhetorischen Theorie sein. Im System der Rhetorik wäre sie dabei im Bereich der *actio* zu verankern.

Neuere rhetorische Überlegungen zur Sprechangst gibt es in der modernen Rhetoriktheorie kaum. In der Oratortheorie von Joachim Knappe, die den Redner als Orator in den Fokus rückt, fehlt die Behandlung der Sprechangstproblematik völlig. Seiner Definition nach tritt der rhetorische Fall ein, „wenn ein Sprecher das Zertum (seine innere Gewissheit) gefunden hat, es zu seinem Anliegen macht, mit oratorischem Impetus hervortritt und ihm mit seinem *Ego autem dico* [Hervorhebung im Original] aktiv Geltung verschaffen will.“¹⁴ Dass es den Redner Überwindung kosten kann oder er durch Sprechangst blockiert sein kann, bleibt dabei unberücksichtigt. Es fehlt eine rhetoriktheoretische Behandlung der Sprechangstproblematik. Stattdessen wird die Lücke mit unwissenschaftlicher Ratgeberliteratur bislang fachdidaktisch ungenügend gefüllt. Die Auseinandersetzung mit der Sprechangst fällt jedoch auch hier meist relativ kurz und oberflächlich aus. Bezüge zu den Ursachen oder zur Antike fehlen völlig.¹⁵

¹² Vgl. Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Bd. 1. Hrsg. u. übers. von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1988; Cicero Marcus Tullius: Brutus. Edit. von Bernhard Kytzler. München: Heimeran 1970 sowie Cicero, Marcus Tullius: De oratore/Über den Redner. Übers. von Harald Merklin. Stuttgart: Reclam 2006.

¹³ Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Bd. 1. Hrsg. u. übers. von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1988, Quint. XI, 3,5.

¹⁴ Knappe, Joachim: Was ist Rhetorik? Stuttgart: Reclam 2000, S. 76.

¹⁵ Vgl. Beushausen, Ulla: Redeangst. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 10. Hrsg. von Gert Ueding. Berlin / Boston: Niemeyer 2012. Sp. 1016-1021; Ebeling, Peter: Reden ohne Lampenfieber. Übungen zur Redekunst. 9. Aufl. Landsberg am Lech: Verl. Moderne Industrie 1988; Schilling, Gert: Angewandte Rhetorik und Präsentationstechnik. Der Praxisleitfaden für Vortrag und Präsentation. Berlin: Schilling 2003 sowie Faust, Lioba: Rhetorik und Gesprächstechnik für das Management. Hildesheim u.a.: Olms 2005.

Eine interdisziplinäre Behandlung der Sprechangst findet sich in dem Ansatz eines integrativen Rhetoriktrainings. Dort wird Sprechangst auf allen drei Reaktionsebenen ganzheitlich betrachtet. Kenntnisse der Rhetorik helfen vor allem zur Bewältigung der Sprechangst auf motorisch-behavioraler Ebene. Auf dieser Ebene wird eine Sprechangst auch für das Publikum sichtbar. Fühlt sich der Redner unsicher, spiegelt sich dies auch in der Körpersprache wieder. Er nimmt zum Beispiel eine leicht eingesunkene Körperhaltung ein, spielt nervös mit seinen Fingern am Konzeptpapier und hält den Blick gesenkt. Dagegen strahlen eine souveräne Körpersprache, Blickkontakt zum Publikum und ein selbstbewusstes Verhalten im Raum Sicherheit aus. Zusätzlich minimieren diese Attribute die eigene Sprechangst, da sich die sichere Körperhaltung und selbstbewusstes Auftreten sich positiv auf die eigenen Gefühle auswirken. Der sichere Stand, das Halten von Blickkontakt und unterstützende Gestik können in einem Rhetoriktraining erlernt und geübt werden. Auch regelmäßiges Sprechen vor Publikum kann den Redner unterstützen, mehr Sicherheit zu gewinnen. Dies kann in geschützten Rahmen von Rhetoriktrainings beispielsweise durch Rollenspiele oder Kurzvorträge vor der Gruppe üben, aber auch in Alltagsbegebenheiten wie Referaten, Vorträgen etc. durch die man immer mehr Erfahrung gewinnt. Die Wichtigkeit von Einübung (*exercitatio*) hat schon Quintilian betont. Er empfiehlt, sich vom Leichterem zum Schwierigerem zu steigern.¹⁶

Sprechängstliche Personen versuchen meist, die Redesituation überhaupt zu vermeiden. Dadurch entsteht ein Teufelskreis, da sie durch ihr Vermeidungsverhalten keine neuen Verhaltensweisen erlernen können und sich somit lediglich weiterhin in ihrer Angst selbst bestätigen. Diese negative Spirale kann nur durch Übung und Ausprobieren unterbrochen werden.

Sicherheit kann der Redner zudem durch eine gute Vorbereitung gewinnen. Dafür bietet die Rhetorik eine eigene Produktionstheorie, die seit der Antike ihre Gültigkeit besitzt. Dazu zählen die fünf Produktionsstadien eines Vortrages (Auffindung der Argumente, Gliederung, sprachliche Darstellung, Auswendiglernen und das Vortragen der Rede), der Redeaufbau und Argumentationstechniken.

In Rhetoriktrainings kann nicht nur auf die motorisch-behaviorale, sondern auch auf die psychophysiologische Ebene eingegangen werden. Hierzu zählen beispielsweise Atemtechniken. Atmet der Redner in Stresssituationen (wie beim Halten eines Vortrags) sehr flach, droht er kurzatmig zu werden. Seine Stimme ist somit nicht mehr ausdrucksstark genug. Die Zwerchfellatmung lässt den

¹⁶ Vgl. Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Bd. 2. Hrsg. u. übers. von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1988.

Redner ruhiger werden. Außerdem hat er genügend Luft, um seine Sätze gut moduliert und verständlich Sprechen zu können. Entspannungstechniken wie Autogenes Training oder Progressive Muskelentspannung nach Jacobsen können zusätzlich helfen, den Körper zu entspannen. Die Entspannung auf körperlicher Ebene wirkt sich auch positiv auf die kognitiv-emotionale Ebene aus.

Allein die kognitiv-emotive Ebene wird in reinen Rhetoriktrainings weniger berücksichtigt. In einem ganzheitlichen und integrativen Training wird hier auf psychologische Methoden zurückgegriffen. Auf der kognitiven Ebene lässt sich beispielsweise durch die Rational-emotive Therapie (RET) nach Albert Ellis, die hinderlichen und blockierenden Kognitionen hinterfragen und auflösen.¹⁷

Die Rhetorik kann Bewältigungsmöglichkeiten von Sprechangst bieten, die es dem Redner ermöglichen seine übersteigerte Angst in ein unterstützendes Angstaussmaß zu verringern. Dieses Potenzial sollte stärker genutzt, untersucht und ausgebaut werden. Nur wenn der Redner bei seinem Redeauftritt nicht durch seine Angst blockiert wird, kann er erfolgreich sein. Eine Behandlung der Sprechangst ist notwendig, da es für viele Menschen ein Problem im beruflichen Alltag darstellt.

Interdisziplinäre Lösungsansätze aus Psychologie und Rhetorik sind besonders effektiv, da auf diese Weise Sprechangst auf allen drei Ebenen untersucht und bewältigt werden kann. Obwohl es erste Ansätze gibt, besteht weiterer Forschungsbedarf, damit die Sprechangst in eine motivierende und aktivierende Form umgewandelt und für den Redner nutzbar gemacht werden kann.

¹⁷ Vgl. Pollay, Antje: Redeangst abbauen: Entwicklung, Durchführung und Evaluation eines integrativen Trainings. Hamburg: Diplomica Verlag 2012 (eBook-Ausgabe).

Literatur

- Beushausen, Ulla: Redeangst. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 10. Hrsg. von Gert Ueding. Berlin / Boston: Niemeyer 2012, Sp. 1016-1021.
- Cicero Marcus Tullius: Brutus. Edit. von Bernhard Kytzler. München: Heimeran 1970.
- Cicero, Marcus Tullius: De oratore/Über den Redner. Übers. von Harald Merklin. Stuttgart: Reclam 2006.
- Cicero, Marcus Tullius: Gegen Caecilius. In: Sämtliche Reden. Einzel., übers. u. erl. von Manfred Fuhrmann. Bd. 3. 2., durchgesehene Aufl. Zürich / München: Artemis 1983.
- Demmerling, Christoph / Landweer, Hilge: Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart: Metzler 2007.
- Knape, Joachim: Was ist Rhetorik? Stuttgart: Reclam 2000.
- Morschitzky, Hans: Angststörungen. Diagnostik, Konzepte, Therapie, Selbsthilfe. 3. überarb. u. erw. Aufl. Wien: Springer 2004.
- o.A.: Angst. In: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache [Ausg. in 8 Bd.]. Hrsg. von Günther Drosdowski. Bd. 1: A-Bim. 2. Völlig neu bearb. u. stark erw. Aufl. Mannheim u.a.: Duden: 1993, S. 188.
- Pollay, Antje: Redeangst abbauen: Entwicklung, Durchführung und Evaluation eines integrativen Trainings. Hamburg: Diplomica Verlag 2012 (eBook-Ausgabe).
- Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Bd. 1. Hrsg. u. übers. von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1988.
- Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Bd. 2. Hrsg. u. übers. von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1988.
- Schulz, Walter: Das Problem der Angst in der neueren Philosophie. In: Hoimar von Ditfurth (Hrsg.): Aspekte der Angst. Starnberger Gespräche 1964. Stuttgart: Thieme 1965.
- Vischer, Rüdiger: Lateinische Wortkunde für Anfänger und Fortgeschrittene. 3., durchgesehene Aufl. Stuttgart: Teubner 1996.

„Warum trügerisch? [...] Wenn es wirklich warm ist in solchen Stunden...?!“



Stefanie Hörz
schreibt gerade ihre
Masterarbeit im Fach
Internationale Literatur.

„Mein Essay ist während des Bachelorstudiums im Rahmen eines Erzähltheorieseminars zum Thema "Wahnsinn" entstanden. Am interessantesten war dabei für mich die Rolle des Erzählers bzw. der Effekt, den durch unterschiedliche Erzählerfiguren erzielt wurde.“

Diskrepanz der Wirklichkeitswahrnehmung und die Bedeutung des Modus nach Genette in Arthur Schnitzlers Flucht in die Finsternis

Es klopfte; der Sektionsrat erwachte, und auf sein unwillkürliches ‚Herein‘ erschien ohne weiteres der Kellner mit dem regelmäßig für acht Uhr bestellten Frühstück in der Tür. Roberts erster Gedanke war, daß er gestern abend nun doch wieder vergessen hätte, die Tür zu versperren.¹

Bereits zwischen den einleitenden beiden Sätzen von Arthur Schnitzlers Novelle *Flucht in die Finsternis*² (1931) ereignet sich ein Bruch im narrativen Diskurs, welcher die bipolare Grundstruktur der Erzählung unterstreicht. Auf semantischer Ebene kommt es zunächst zu einer doppelten Introduction des Protagonisten: Zunächst wird er als ‚Sektionsrat‘ vorgestellt, im Satz darauf aufs Neue, diesmal mit seinem Vornamen. Wie Schmidt bemerkt, „glaubt [der Erstleser es (meine Ergänzung, S.H.)] zunächst tatsächlich mit zwei verschiedenen Personen zu tun [zu] haben.“³ Um diese Annahme auf ihre Wirksamkeit in Bezug auf den Erzählmodus zu analysieren, sollen die

Sätze im Einzelnen betrachtet werden. Es handelt sich um einen extradiegetisch-

¹ Arthur Schnitzler: *Flucht in die Finsternis*. Novelle. Hg. Barbara Neymeyr. Stuttgart: Reclam 2006. S. 5. Zitatnachweise nachfolgend im laufenden Text unter der Sigle: FF mit Seitenangabe.

² Vgl. Volker Sack: *Identitätskrisen. Heinrich v. Kleist: Die Marquise von O...; Arthur Schnitzler: Flucht in die Finsternis*. Reihe: Anregungen für den Literaturunterricht. Hrsg. von Dietrich Steinbach. Stuttgart: Ernst Klett 1989. S. 16. Im Folgenden zitiert als „Sack“.

³ Vgl. Harald Schmidt: Grenzfall und Grenzverlust. Die poetische Konstruktion des Wahns in Arthur Schnitzlers *Flucht in die Finsternis* (1917/1931). In: *Literatur als Geschichte des Ichs*. Hrsg. von Eduard Beutner, Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. S. 191f. Im Folgenden zitiert als „Schmidt“.

heterodiegetischen,⁴ im ersten Satz unfokalisiert⁵ Erzähler. Er blickt von außen auf das Geschehen und gibt lediglich die sich abspielende Handlung wieder. Während auch das „regelmäßige Frühstück“ noch auf einer externen Beobachtung beruhen könnte, deutet das Adjektiv „unwillkürlich“ darauf hin, dass der Erzähler über ein umfassendes, über den Horizont des Protagonisten hinausgehendes Wissen in Bezug auf die Vorgänge in der erzählten Welt verfügt; würde doch die beschränkte Figurensicht der internen Fokalisierung eine Reflexion unbewusster Handlungen nicht erlauben. Zusätzlich distanziert sich die Erzählinstanz in diesem ersten Satz sehr deutlich von seiner Hauptperson. So wird der Protagonist über seinen Beruf definiert und sein Ausruf („Herein“) nicht in das Narrativ eingebunden, sondern stattdessen durch die berichtende Rede wiedergegeben.⁶ Diese ist zwar als dramatischer Modus mittelbarer als der narrative, verringert also durch eine „Mimesis-Illusion“⁷ die Distanz zwischen Erzählung und dem, was sie erzählt, ermöglicht aber gerade dadurch eine klare Abgrenzung des Erzählers von der Figur.

Im Gegensatz dazu wird der Protagonist im zweiten Satz mit seinem Vornamen vorgestellt. Diese Intimität koinzidiert mit der nun gewählten internen Fokalisierung⁸, welche Roberts Gedanken mittels der indirekten Rede⁹ aufbereitet. Ist diese als Subkategorie der transponierenden Rede zwar weniger mittelbar als jene der zitierten Rede (zu welcher die berichtende Rede gehört), so kann doch, ausgedrückt durch die Einbettung der Gedanken des Charakters in die Erzählerperspektive, von einem größeren Identifikationsmaß ausgegangen werden.

Wird die Schizophrenie des Charakters durch die in der Novelle angeführten Symptomatik und die Gedankengänge der Figur gezeigt, so unterstreicht die Erzählstrategie diese Spaltung. Wie anhand der analysierten Textstelle gezeigt wurde, ist eine Kategorisierung der Erzählinstanz in *Flucht in die Finsternis* äußerst problematisch, da Schnitzler bewusst mit einer Erzähltechnik arbeitet, die die Perspektivgrenzen verschwimmen lässt.¹⁰ In der Sekundärliteratur wird einhellig

⁴ Der extradiegetisch-heterodiegetische Erzähler ist nicht Teil der Handlung und gibt die Rahmenerzählung wieder. Vgl. Gérard Genette: Die Erzählung. Paderborn³ 2010. S. 158-162. Im Folgenden zitiert als „Genette“.

⁵ Der nullfokalisierte oder unfokalisierte Erzähler kennt die Gedanken und Gefühle aller Figuren. Vgl. Genette S. 121-124.

⁶ Ebd. S. 109f.

⁷ Genette S. 104.

⁸ Hier kennt der Erzähler nur die Gedanken und Gefühle einer einzelnen Person, hat also keinen Gesamtüberblick. Vgl. Ebd. S. 121-124.

⁹ Ebd. S. 110.

¹⁰ Vgl. Schmidt S. 192f.

von einer personalen, von Fokalisierungswechseln durchwirkte Erzählsituation ausgegangen. Exemplarisch können hierfür zum Beispiel Schmidt (S. 186) oder Segar (S. 100) genannt werden. Tatsächlich gehen die Fokalisierungstypen ineinander über und wechseln sich häufig dergestalt ab, dass der Eindruck eines Widerstreites derselben entsteht. Da der intern fokalisierende Erzähler nur auf Roberts zunehmend paranoide Innensicht beschränkt werden kann und somit als verlässliche, den Rezipienten führende Instanz ausscheidet, muss eine zweite, distanziertere nullfokalisierte Erzählstimme eingeführt werden, was sich schon in den ersten Sätzen andeutet. Handelte es sich dabei aber um den gleichen Erzähler, welcher auch die pathologische erste Stimme repräsentierte und lediglich den Fokus wechselte, so wäre der Erzähler selbst schizophran und schiede daher als objektive Instanz aus. Aus diesem Grunde wird im Folgenden, entgegen der Forschungsliteratur, hypothetisch nicht von einer zweiten Erzählstimme, sondern von einer zweiten Erzählinstanz ausgegangen: Einem intern fokalisierten, extradiegetisch-heterodiegetischen Erzähler stünde also eine ebenso extradiegetisch-heterodiegetische, aber nullfokalisierte Instanz gegenüber, die mit abnehmender Zurechnungsfähigkeit des Protagonisten immer deutlicher an Kontur gewinnt.

Schon zu Beginn der Novelle ist Roberts Zustand äußerst labil, was–durch die Repräsentation seiner Gedankengänge in einer Kombination aus erlebter Rede und innerem Monolog zum Ausdruck gebracht wird.

Er sagte sich, daß die Abreise der Damen unmöglich in irgendeiner Beziehung zu seiner Anwesenheit hier oben stehen könne. Er wußte, daß er weder schuldig, noch irgendeinem Menschen in der Welt verdächtig war. Seine Nerven waren noch immer nicht in Ordnung, das war alles. Keineswegs war Paula das Geschöpf, auf ein unklares, verleumderisches Telegramm hin davonzufahren und ihn seinem Schicksal zu überlassen. Sie wäre nicht abgereist, ohne ihn gesprochen zu haben; was immer man ihr hinterbracht, sie hätte versucht, mit eigener Urteilskraft der Angelegenheit auf den Grund zu kommen. [...] Übrigens...kam das alles nicht in Betracht. Gründe für die Abreise konnte es zu Dutzenden geben. [...] Gewiß nichts Bedenkliches, sonst hätte man kaum daran gedacht, ihn grüßen zu lassen. Ich bin kein Mörder, und kein Mensch denkt von mir, daß ich einer sein könnte. Morgen kommt ein Brief von Paula, eine Entschuldigung, eine Erklärung (FF 49).

Auf einer Erholungsreise in einem Gebirgsort trifft Robert auf die Damen Rolf, deren Bekanntschaft er schon während eines Kuraufenthaltes gemacht hatte. Sich zur jungen Paula Rolf hingezogen fühlend bestürzt es ihn sehr, dass die Damen nach Erhalt eines Telegramms eilig abreisen (vgl. FF 47). Er bezieht diesen Schritt sofort auf sich und glaubt, die Damen hätten von seinem vermeintlichen Mord an seiner früheren Geliebten erfahren, den er sich aufgrund einer Gedächtnislücke einbildet. Trotz der offensichtlichen Instabilität Roberts wird deutlich, dass er

gegen die in ihm aufkeimenden Vorstellungen ankämpft und sich eine Kausalkette erschafft, die seine Phantasievorstellungen zerstreuen soll. Zweifelt er im ersten Satz noch an seiner eigenen Erklärung, weshalb der Konjunktiv verwendet wird, so zeigt der grammatische Moduswechsel in den Indikativ im darauf folgenden Satz die Gewissheit, sich nichts zu Schulden haben kommen zu lassen an. Die nun folgende Passage in der erlebten Rede („Seine Nerven“ bis „ihn grüßen zu lassen“) relativiert diese Sicherheit jedoch sofort wieder, geht Robert doch davon aus, dass tatsächlich er Thema des Telegramms gewesen sei. Der abrupte Wechsel von der erlebten Rede zum inneren Monolog gleicht einer „ohnmächtige[n] Beschwörung“¹¹ und ist ein letzter Schritt in seinem verzweifelten Versuch, sich zu besinnen.¹²

Wichtig scheint bei der Betrachtung, dass an der vorgegebenen Textstelle vor allem der innere Kampf des Protagonisten zum Ausdruck kommt. Situieret am Ende des siebten Kapitels wird durch die abrupten Wechsel in der Narration verdeutlicht, wie zerrissen der Charakter innerlich bereits ist. Trotz der deutlichen psychischen Instabilität, die von der intern fokalisierten Erzählinstanz widergespiegelt wird, scheint der Protagonist zu diesem Zeitpunkt noch dazu fähig, seinen Wahn zu erkennen und bis zu einem gewissen Grad zu reflektieren. Es scheint demnach noch nicht nötig zu sein, dem Rezipienten zusätzliche Informationen zu liefern, weshalb der nullfokalierte Erzähler noch im Hintergrund bleibt. Den Ausgang der Handlung kennend tritt dieser immer wieder als objektive, die durch den intern fokalisierten Erzähler wiedergegebenen Ansichten relativierende, Instanz in Erscheinung.

Die Notwendigkeit eines Eingreifens wird gegen Ende der Novelle immer augenscheinlicher. Nachdem Robert sich zu Beginn der Erzählung noch für krank gehalten hatte, „hält er sich nun für gesund, verfällt aber tatsächlich dem Irrsinn.“¹³ Die Annahme, die anderen seien verrückt, wird nun immer konkreter. Durch das Mittel der erlebten Rede zementiert der intern fokalierte Erzähler beispielsweise die Ansicht, der Protagonist „er, Robert [sei] der einzige, der klar sah (FF 78).“ Dies geschieht durch eine doppelten Versicherung der Person; ein rhetorischer Kunstgriff, der sich nur Zeilen später wiederholt („[E]s war ihm, Robert, gewiß nicht verwehrt (FF 78)“).

¹¹ Sack S. 50.

¹² Vgl. Werner Neuse: Erlebte Rede und Innerer Monolog in den erzählenden Schriften Arthur Schnitzlers. Publications of the Modern Language Association of America. Vol. 49, No. 1 (März 1934). S. 327-355. S. 344f.

¹³ Sack S. 48.

Da der intern fokalisierte Erzähler der Scheinwirklichkeit Roberts folgt, kommt der nullfokalisierte Erzähler auf den letzten Seiten verstärkt zu Wort.¹⁴ Auf multiple Weise streut er Beiträge ein, die dem Rezipienten die Wirklichkeit verdeutlichen sollen. Als Robert im elften Kapitel einen Brief erhält, der bestätigt, dass die vermeintlich von ihm umgebrachte, frühere Geliebte am Leben ist, ist ihm „als sei durch diesen Brief eine düstere und gefährvolle Epoche seines Lebens ein für allemal abgeschlossen (FF 70).“ Die intern fokalisiert wiedergegebene Passage wird von dem unfokalisiertem Erzähler durchbrochen, der sich mit dem Wort „sei“ in die Narration drängt und durch den Konjunktiv die Hoffnung des Protagonisten zerstört.

Segar zitiert eine weitere Textstelle gegen Ende der Novelle, in der die Wahrnehmung des Charakters nicht der Wirklichkeit entspricht, so dass ein antithetischer Kommentar von Nöten wird.¹⁵ Verängstigt und davon überzeugt, sich in unmittelbarer Gefahr zu befinden, beschließt Robert vor seinem Bruder zu fliehen und ersinnt einen Fluchtplan. In einem Dialog, der eigentlich eher als Monolog interpretiert werden kann, Robert nimmt Paula kaum mehr wahr, legt der Protagonist die Notwendigkeit seiner Flucht dar und instruiert seine Verlobte gewissenhaft (vgl. FF 98-100). Diese reagiert verstört auf Roberts Gebaren: „Sie stand vor ihm, totenblaß und mit einem verzerrten Lächeln. Aber er merkte nicht, daß ihre Züge sich so seltsam verändert hatten (FF 100f).“ Der unfokalisierte Erzähler schreitet hier also explizit ein, da eine vernünftige Bewertung der Situation seitens der Figur nicht mehr gegeben ist. Tatsächlich verkennt Robert die Sorge seiner Verlobten und verlässt sie ironischerweise „vergnügt (FF 101)“ mit den Worten „Auf Wiedersehen (FF 101)“, nicht wissend, dass er sich für immer von ihr verabschiedet.

Im Gegensatz zu dem Erzähler, welcher in seiner Perspektive auf Robert beschränkt bleibt, kennt der nullfokalisierte Erzähler den Ausgang der Handlung. Robert lebt bis zuletzt in der Illusion, dass alles doch noch gut werden wird („Ein letztes Mal regte sich die Hoffnung in ihm, [...] daß alles gut enden würde (FF 104)“). Dass diese Hoffnung aber vergebens ist, drückt die nullfokalisierende Erzählinstanz durch das Adjektiv „letzte“ aus – wissend, dass die Katastrophe kurz bevorsteht.

Im letzten Kapitel bewahrheitet sich, was die gesamte Novelle hindurch vorbereitet wurde: Robert

¹⁴ Vgl. Kenneth Segar: *The Death of Reason: Narrative Strategy and Resonance in Schnitzler's Flucht in die Finsternis*. In: *Oxford German Studies* 17 (1988). S. 97-117. S. 97f. Im Folgenden zitiert als „Segar“.

¹⁵ Vgl. Ebd. S. 97f.

flieht nicht mehr vor der Finsternis, sondern stattdessen in sie hinein. Ihm Wahn erschießt er seinen Bruder, um dann „durch den dunklen Gang [...] bis in alle Ewigkeit durch klingende blaue Nächte hinaufzuziehen (FF 114).“¹⁶ Robert wird klar, dass die Dunkelheit, die er schon immer in sich getragen hatte, zu stark ist, um gegen sie anzukämpfen; und so gibt er sich ihr hin. Laut Neymeyr kann die „Vorstellung der Unendlichkeit“¹⁷ als „psychische Diffusion, die bis zur Identitätsauflösung reicht“¹⁸ begriffen werden. Der Protagonist verliert sich also im Dunkel seiner selbst und verschwindet abrupt aus dem Narrativ.

Und er wußte, daß er diesen gleichen Weg schon tausende Male dahingerast und daß es ihm bestimmt war; ihn noch tausende Male bis in alle Ewigkeit durch klingende blaue Nächte hinaufzuziehen.

Nicht weniger als sieben volle Wegstunden von dem Ort entfernt, aus dem er geflohen war [...] entdeckte man drei Tage später seinen entseelten Leib (FF 114).

Wie der Rezipient erfährt, stirbt der Protagonist. Gäbe es aber nur einen Erzähler, nämlich jenen, der die Geschehnisse intern fokalisierend, aus der Sicht Roberts aufbereitete, so müsste die Geschichte und somit gleichzeitig auch die Narration mit dem Tod der Figur enden – die Passage, welche die Information bezüglich seines Ablebens gibt, wäre nicht möglich. Dass dies aber dennoch der Fall ist, kann als Beleg für die Existenz eines zweiten Erzählers gedeutet werden.

Allerdings löst sich auch dieser nach nur zwei kurzen Absätzen auf. Wie auch die Figur nur in der Symbiose aus Hell und Dunkel existieren kann und untergeht, da sie von der Dunkelheit eingenommen wird, so bedingen auch die beiden Erzähler einander. Mit dem Tod des Protagonisten wird dem nullfokalisierten Erzähler die Narrationsgrundlage entzogen, woraufhin er, ebenso wie die Figur, im Nichts verschwinden muss.

¹⁶ Vgl. Segar. S. 107f. und Barbara Neymeyr: Nachwort. In: Schnitzler, Arthur: Flucht in die Finsternis. Novelle. Hg. Barbara Neymeyr. Stuttgart 2006. S. 122-143. S. 141. Im Folgenden zitiert als „Neymeyr“.

¹⁷ Neymeyr S. 141.

¹⁸ Ebd.

Literatur

- Anz, Thomas: Psychoanalyse und literarische Moderne Beschreibung eines Kampfes. In: Ders., Oliver Pfohlmann: *Psychoanalyse in der literarischen Moderne. Eine Dokumentation. Band 1. Einleitung und Wiener Moderne*. Marburg: Verlag LiteraturWissenschaft.de 2006. S. 11-44.
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*. Paderborn³:W.Fink 2010.
- Kanz, Christine: Die Literarische Moderne (1890-1920). In: Dies. u.a.: *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Stuttgart⁷: Metzler 2008. S. 342-386.
- Neuse, Werner: Erlebte Rede und Innerer Monolog in den erzählenden Schriften Arthur Schnitzlers. *Publications of the Modern Language Association of America. Vol. 49, No. 1 (März 1934)*. S. 327-355.
- Neymeyr, Barbara: Nachwort. In: Schnitzler, Arthur: *Flucht in die Finsternis. Novelle*. Hrsg.von Barbara Neymeyr. Stuttgart: Reclam 2006. S. 122-143.
- Perlmann, Michaela L.: *Arthur Schnitzler*. Stuttgart: Metzler 1987.
- Sack, Volker: *Identitätskrisen. Heinrich v. Kleist: Die Marquise von O...; Arthur Schnitzler: Flucht in die Finsternis*. Reihe: Anregungen für den Literaturunterricht. Hrsg. von Dietrich Steinbach. Stuttgart: Ernst Klett 1989.
- Segar, Kenneth: The Death of Reason: Narrative Strategy and Resonance in Schnitzler's Flucht in die Finsternis. In: *Oxford German Studies 17 (1988)*. S. 97-117.
- Schmidt, Harald: Grenzfall und Grenzverlust. Die poetische Konstruktion des Wahns in Arthur Schnitzlers Flucht in die Finsternis (1917/1931). In: *Literatur als Geschichte des Ichs*. Hrsg.von Eduard Beutner, Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. S. 185-204.
- Schnitzler, Arthur: *Gesammelte Werke, Aphorismen und Betrachtungen. Buch der Sprüche und Bedenken*. Hrsg. von Robert O. Weiss. Frankfurt: S.Fischer 1967.
- Schnitzler, Arthur: *Tagebuch 1913-1916*. Hrsg. von Werner Welzig. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1983.

Schnitzler, Arthur: *Flucht in die Finsternis. Novelle*. Hg. Barbara Neymeyr. Stuttgart: Reclam 2006.

Tanowski-Seidel, Heide: *Arthur Schnitzler: Flucht in die Finsternis. Eine produktionsästhetische Untersuchung*. München: W.Fink 1983.

Tóth, Ildikó: Die Kehrseite des Spiegels. Horizontale und vertikale Grenzüberschreitungen in der Wahnsinnsnovelle von Arthur Schnitzler. In: *Publicationes Universitatis Miskolciensis: Grenz/Über/Schreitungen. Beiträge der 1. Miskolcer Germanistischen Konferenz*. Miskolc 2009. S. 203-2010.

„Den Binnenmarkt kann man nicht lieben.“



Theresa King

studiert Demokratie und Regieren in Europa (MA).



In ihrer Bachelorarbeit (Rhetorik) ging sie der Frage nach, welche Leitbilder die Politik transportiert, um die europäische Integration kommunikativ zu begründen. Gerade angesichts der zunehmenden Ablehnung der EU durch die Bevölkerung erscheint eine Analyse der europapolitischen Kommunikation unerlässlich und kann zu einem besseren Verständnis der aktuellen Entwicklungen beitragen.

Zu Existenz und Beschaffenheit eines identitätsstiftenden europäischen Narrativs

„Die Malaise hat ihre Wurzeln darin, dass wir ein Europa ohne Europäer haben“¹, schrieb der renommierte Soziologe Ulrich Beck nach der bitteren Bilanz der Europawahl 2014: Eine Wahlbeteiligung von gerade einmal 43 Prozent in Europa und nur 49 Prozent in Deutschland, wobei drei Fünftel der deutschen Wähler ihre Wahlentscheidung auf der Grundlage nationaler Themen trafen. Die ‚Malaise‘, die niedrige Wahlbeteiligung, ist jedoch nur ein Symptom einer tieferliegenden Krise: mit seiner Feststellung rekurrierte der Soziologe auf die Problematik einer nur äußerst schwach ausgeprägten europäischen Identität. Ähnlich erkennt auch Jacques Santer, ehemals Präsident der europäischen Kommission, in der gegenwärtigen Situation der Europäischen Union nicht nur eine Finanz-, Banken- und Schuldenkrise, sondern zudem eine grundlegende Popularitätskrise:²

„Die aktuelle Krise der EU ist somit auch eine Legitimationskrise. Und hierbei geht es nicht primär um die demokratische Legitimation [...]. Es geht vielmehr

¹Beck, Ulrich: Europa braucht einen neuen Traum. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2014) 12/2014. S. 14

² Vgl. Santer, Jaques : Braucht Europa ein neues Leitbild? In: Leitbild Europa? Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit. Hrsg. von Jürgen Elvert, Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009. S. 18.

um die *grundsätzliche* Legitimation europäischer Integrationspolitik.“³

Natürlich hat diese Krise der grundsätzlichen Legitimation europäischer Integrationspolitik vielfältige Ursachen und kann nur mit Hilfe vielfältiger Maßnahmen überwunden werden. Einen der unabdingbaren Pfeiler in diesem Instrumentarium bildet die Förderung einer europäischen Identität, deren Grundlage auch im Diskurs um die Europäische Union gelegt wird. So ist es notwendig, die europäische Integration entlang konstanter argumentativer, vor allem aber auch narrativer Leitlinien zu legitimieren und diese im Kontext von politischen Verhältnissen, gesellschaftlichen Konstellationen und dem herrschenden Zeitgeist stets neu zu begründen.

Diese Notwendigkeit erwächst insbesondere aus (1) einer zunehmend ablehnenden öffentlichen Meinung zu Europa, (2) dem Fehlen einer gemeinsamen europäischen Identität und (3) der im öffentlichen Bewusstsein erodierenden *Raison d’Etre* der Europäischen Union.

(1) War die öffentliche Meinung zur EU in Deutschland bis in die 1980er Jahre hinein von einem sogenannten *permissive consensus* – der stillschweigenden Zustimmung zur Integrationspolitik der Eliten – geprägt, wandelte sich diese Haltung mit der zunehmenden Kompetenzerweiterung der EU.⁴ Neben einem hohen Maß an passiv-negativen Einstellungen lässt sich dabei auch eine aktive Ablehnung der EU beobachten⁵, die von der Forschung in einem Gegenkonzept zum *permissive consensus* gefasst wird: dem Modell des *constraining dissensus*.⁶ Demnach sind aktuell „anspruchsvolle Projekte einer engeren europäischen Zusammenarbeit bei den Bevölkerungen nicht mehr zustimmungsfähig“⁷ und es kann sogar von einer „generellen Verweigerungshaltung gegenüber der europäischen Integration“⁸ gesprochen werden.

(2) Mit der fortschreitenden politischen Integration innerhalb der Europäischen Union wurde auch eine demokratische Legitimation auf supranationaler Ebene unabdingbar. Demokratie jedoch

³ Ebd.

⁴ Siehe zum Wandel der europabezogenen öffentlichen Meinung ausführlich bspw. Laumen, Anne; Maurer, Andreas: Jenseits des „Permissive Consensus“. Bevölkerungsorientierungen gegenüber Europäischer Integration im Wandel? Diskussionspapier Forschungsgruppe EU-Integration. Hrsg. von Stiftung Wissenschaft und Politik. Deutsches Institut für internationale Politik und Sicherheit, 2006.

⁵ Vgl. hierzu bspw. Pew Research Center: A fragile rebound for EU image on eve of European Parliament Elections, 2014, S. 5 f., S. 23. / Petersen, Thomas: Grundsätzlich dafür. Was die Deutschen über Europa denken. In: Die Politische Meinung 59. Jahrgang (2014) Nr. 524, S. 26.

⁶ Vgl. hierzu v.a. Hooghe, Liesbet; Marks, Gary: A Postfunctionalist Theory of European Integration: From Permissive Consensus to Constraining Dissensus. In: British journal of political science 39 (2009), S. 1-23.

⁷ Knelangen, Wilhelm: Die EU und der Vertrauensverlust der Bürgerinnen und Bürger. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 4/2012, S. 33.

⁸ Hegewald, Ulrike; Schmitt, Lars: Die Deutschen vor der Europawahl 2009. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 23-24/2009, S. 14.

benötigt ein *Demos* im Sinne eines Kollektivs mit einer gemeinsamen Identität, denn die europäischen Institutionen alleine sind ebenso wenig wie der gemeinsame europäische Markt in der Lage, die Stabilität des supranationalen Systems dauerhaft zu gewährleisten. Sie benötigen die gesamteuropäische Identität als „sozialintegrativen Kitt“,^{9,10} damit die EU nicht ausschließlich nach Effizienzaspekten beurteilt und bei punktuellen Unzulänglichkeiten insgesamt in Frage gestellt wird:

„Nach der Theorie von Easton (1965) hängt die Persistenz eines politischen Regimes davon ab, dass sich seine Unterstützung von den Leistungsausgaben der Entscheidungsträger abkoppelt und es „um seiner selbst willen“ akzeptiert wird. [...] Die Unterstützung um seiner selbst willen bedeutet aber, dass das Regime aufgrund der Werte unterstützt wird [...].“¹¹

Diese grundsätzliche Unterstützung benötigt eine breite Basis, die sich aus unterschiedlichen Komponenten zusammensetzt und unter anderem in der Kommunikation der Politik mit der Bevölkerung gelegt werden muss.

(3) In den vergangenen Jahren – besonders in den Krisenjahren – entstand jedoch der Eindruck, dass die Frage nach der *Raison d’Être* der Europäischen Union – konzeptuell wie kommunikativ – ins Hintertreffen geriet.¹² „Je näher wir der ökonomischen und politischen Verwirklichung eines »geeinten« Europa kommen, umso vager wird unsere Vorstellung von ihm, [dem] Europa in unseren Köpfen“. ¹³ Tatsächlich existiert „in der aktuellen Situation [...] weder ein einheitliches Leitbild noch eine gemeinsame Vorstellung davon, was die Europäische Union eigentlich ist und sein soll“¹⁴ und seit dem im Jahr 2004 gescheiterten Versuch, eine europäische Verfassung zu etablieren, sucht Europa „nach einer Begründung seiner selbst“.¹⁵ Offenbar haben es „die politisch

⁹ Lichtenstein, Dennis: Auf der Suche nach Europa: Identitätskonstruktionen und das integrative Potential von Identitätskrisen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 4/2012, S. 3.

¹⁰ Vgl. Schildberg, Cäcilie: *Politische Identität und Soziales Europa. Parteikonzeptionen und Bürgereinstellungen in Deutschland, Großbritannien und Polen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 30.

¹¹ Fuchs, Dieter: *Das Demokratiedefizit der Europäischen Union und die politische Integration Europas: Eine Analyse der Einstellungen der Bürger in Westeuropa*. In: *Europäische Integration in der öffentlichen Meinung*. Hrsg. von Frank Brettschneider, Jan van Deth, Edeltraud Roller. Opladen: Leske + Budrich 2003, S. 51.

¹² Korte, Karl-Rudolf; Thierse, Stefan: *Mit angezogener Handbremse? Deutsche Parteien im Europawahlkampf*. In: *Die Politische Meinung* 59. Jahrgang (2014) Nr. 524, S. 80.

¹³ Ueding, Gert: *Rhetorik als Fundament des modernen Europas*. In: *Von der Kunst der Rede und Beredsamkeit*. Hrsg. von Gert Ueding, Thomas Vogel. Tübingen: Attempto 2001, S. 35.

¹⁴ Brincker, Gesa-Stefanie: *Welches Europa soll es sein - neue Leitbilder für die EU? Diskussionsbericht zum 8. Deutsch-Französischen Dialog am 04./05. Mai 2006 in der Europäischen Akademie Otzenhausen*. Saarbrücken: ASKO Europa-Stiftung 2006, S. 59.

¹⁵ Ebd., S. 7

Verantwortlichen [...] in den letzten Jahren schlichtweg versäumt, ein für die Bürger überzeugendes, zukunftsfähiges ‚Projekt Europa‘ zu formulieren [...]“¹⁶.

Aufgrund der aufgeführten Problematiken – (1) der zunehmend ablehnenden öffentlichen Meinung zu Europa, (2) dem Fehlen einer gemeinsamen europäischen Identität und (3) der im öffentlichen Bewusstsein erodierenden *Raison d’Etre* der Europäischen Union – braucht es eine permanente und konsistente rhetorische Einbettung der europäischen Integration in ein größeres Narrativ der europäischen Idee, die aus der Europäischen Union mehr werden lässt als eine Wirtschaftsvereinigung, mehr als einen Zusammenschluss von Bürokraten, und die sie den Bürgern nicht nur versteh-, sondern auch fühlbar werden lässt – die schließlich eine Identität zu schaffen vermag.¹⁷ Kurz: ein *identitätsstiftendes europäisches Narrativ*.¹⁸

Ein solches Narrativ kann in unterschiedlichsten Kontexten entstehen und kommuniziert werden. Besonderen Einfluss auf die Deutungszusammenhänge haben – neben den Medien – die Politiker selbst, da ein europaweites einheitliches Leitbild der EU bis heute aussteht und sie das Bild der EU mit ihren Worten maßgeblich prägen. So lohnt ein beispielhafter Blick auf die europapolitischen Reden der Bundeskanzler von Konrad Adenauer bis Angela Merkel, um die kommunikative Legitimierung der Europäischen Union auf der Suche nach einem identitätsstiftenden Narrativ nachzuzeichnen.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Vgl. Jopp, Mathias; Maurer, Andreas; Schneider, Heinrich: Europapolitische Grundverständnisse im Wandel. Analysen und Konsequenzen für die politische Bildung. Bonn: Europa Union Verlag 1998. / Kowalsky, Wolfgang: Projekt Europa. Die Zukunft der europäischen Integration. Opladen: Leske + Budrich 1997. / Ueding: Fundament.

¹⁸ Der Begriff des identitätsstiftenden Narrativs orientiert sich an der Konzeption von Narrativen als Deutungsmustern und beinhaltet (1) die rhetorische Dimension der *narratio* als Deutungszusammenhang innerhalb einer Rede, (2) das politikwissenschaftliche Metanarrativ als strukturierendes Element politischer Argumentation und basiert (3) auf der geschichtswissenschaftlichen Annahme, dass kulturelle Identität ohne *master narrative* unmöglich ist. Vgl. zu den verschiedenen Begriffen des Narrativs bspw. Llanque, Marcus: Metaphern, Metanarrative und Verbindlichkeitsnarrationen: Narrative in der Politischen Theorie. In: Narrative Formen der Politik. Hrsg. von Wilhelm Hofmann, Katja Teich, Judith Renner. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2014, S. 7-29. / Jarausch, Konrad H.; Sabrow, Martin: „Meistererzählung“ – zur Karriere eines Begriffs. In: Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Hrsg. von Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, S. 9-23. / Gadinger, Frank; Jarzebski, Sebastian; Yildiz, Taylan: Politische Narrative. Konturen einer politikwissenschaftlichen Erzähltheorie. In: Politische Narrative. Konzepte – Analysen – Forschungspraxis. Hrsg. von Frank Gadinger, Sebastian Jarzebski, Taylan Yildiz. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2014, S. 3-38.

Eine entsprechende Untersuchung¹⁹ ergab, dass die europapolitischen Leitbilder und Prioritäten der Kanzler zwar punktuell divergieren, in ihren übergeordneten Zielvorstellungen jedoch weitgehend übereinstimmen. Im Rahmen der Analyse konnten vier narrative Stränge identifiziert werden, aus denen sich die Reden konstituierten: (1) *Integration zur Friedenssicherung*, (2) *wirtschaftliche Integration*, (3) *politische Integration* und (4) *kulturelle Integration*.

Die vergangenheitsorientierte Dimension *Europa als Friedensprojekt* bildet dabei den ‚erzählerischen‘ Ausgangspunkt und wird von der *europäischen Einigung als Ende der deutsch-französischen Feindschaft* unterstrichen. *Europa als Wirtschaftsraum* stellt gemeinsam mit den *konkreten politischen Integrationsschritten* die gegenwartsorientierte Handlungsdimension dar, die sich auch aus dem Motiv speist, *der Nutzen der europäischen Einigung kompensiere kurzfristige nationale Nachteile*. Die *Vereinigten Staaten von Europa* erscheinen schließlich als das in der Zukunft liegende offene Ende der Erzählung. Die kulturelle Dimension, das *Europa der Bürger*, erscheint sowohl als prozessorientierte Parallelentwicklung, als auch als gewünschter und notwendiger Zustand für das Erreichen der Zielvorstellung der *Vereinigten Staaten von Europa*.

Bilden diese narrativen Stränge nun ein identitätsstiftendes europäisches Narrativ? Zwei Aspekte sind für die Beantwortung dieser Frage besonders relevant: die aktuellen Entwicklungen innerhalb der narrativen Stränge sowie ihr Verhältnis zueinander.

Eine Erzählung beschreibt eine „Entwicklung von einem fixierten Ausgangszustand zu einem veränderten Endzustand“²⁰. Während alle narrativen Stränge eine Entwicklung von einem fixierten Ausgangszustand zu einem veränderten Jetzt-Zustand beschreiben, werden die beiden prominentesten, *Europa als Friedensprojekt* und *Europa als Wirtschaftsraum*, in den Kanzlerreden mit der Zeit ‚zu Ende erzählt‘; die jeweiligen Ziele werden als erreicht bezeichnet. Was aber geschieht mit einer Geschichte, wenn sie zu Ende ist? Sie kann nicht einfach *weitererzählt* werden, sondern muss eine neue Funktion einnehmen: man kann sie *wiedererzählen*, um aus der Vergangenheit zu lernen und um Aktuelles zu erklären. Doch dafür muss sie unter

¹⁹ Für die dem Essay zugrunde liegende Bachelorarbeit wurde ein Quellenkorpus, bestehend aus zehn Kanzlerreden von Adenauer bis Merkel, unter Berücksichtigung der europapolitischen Leitbilder der Redner auf die kommunizierten Begründungszusammenhänge der europäischen Integration hin untersucht. Die Kanzlerreden als Untersuchungsgegenstand wurden gewählt, da bislang kein europaweites Leitbild für die EU existiert und die Einstellungen der einzelnen Persönlichkeiten sowohl für die Gestaltung als auch für die Vermittlung von Europapolitik eine entscheidende Rolle spielen.

²⁰ Pankau, Johannes G.: *Erzählung*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen: Niemeyer Verlag 1994, Band 2, Spalte 1432.

Berücksichtigung des veränderten Verhältnisses der jüngeren Generationen zu Krieg und Frieden für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden. Ähnliches gilt für den zweiten Strang: Die Rolle der *wirtschaftlichen Integration* ist heute anders zu beurteilen als zu Zeiten Adenauers und dem muss – in der konkreten Politik wie in deren Kommunikation – Rechnung getragen werden. Dies gilt insbesondere, da die *wirtschaftliche Integration* der *Integration zur Friedenssicherung* als zentrale narrative Dimension nachfolgt. Ganz anders gestaltet sich der Stellenwert der *politischen* sowie der *kulturellen Integration*, die lediglich als ergänzende Aspekte erscheinen. So erscheint die *wirtschaftliche Integration* als Selbstzweck, die *Integration zur Friedenssicherung* antiquiert, die *politische Integration* in den Hintergrund gerückt und die *kulturelle Integration* als vage Zukunftsoption. Es ist nicht davon auszugehen, dass das bloße Vorhandensein der narrativen Stränge, die in sich Schwächen bergen und nur unzureichend miteinander verflochten sind, ausreicht, um ein *identitätsstiftendes europäisches Narrativ* zu begründen.

Die zentralen Analyseergebnisse zu den Narrativen in den Kanzlerreden finden sich auch bei Kennern europäischer Politik und Gesellschaft mit Blick auf die Entwicklung der Union wieder. Wenn Beck schreibt, „Es war einmal ein europäischer Traum. [...] Dieser Traum ist paradoxerweise in seiner Erfüllung verblasst.“²¹ so spricht er damit die Problematik vom ‚Ende der Erzählung‘ an. Die Warnung des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers, Wolfgang Schüssel, Europa dürfe sich nicht „nur wirtschaftlich begründen. Europa war früher ein Herzthema: ‚Nie wieder Krieg‘. Heute ist es ein Kopfhema, oder es ist heruntergerutscht zum Portemonnaie: Was nützt mir das? Was habe ich davon? Das ist tödlich“²², rekurriert auf die Priorisierung der ökonomischen Dimension. Und Jaques Santer, der in der zweiten Hälfte der 1990er Jahren das Amt des Europäischen Kommissionspräsidenten innehatte, beobachtete, dass die Integrationsschritte die Europäer zwar geeint hätten, „doch leider nicht so, wie wir Politiker uns das vorgestellt [...] haben, denn: Sie haben zur Gründung einer zweiten europäischen Union geführt, nämlich der Union der Bürger GEGEN die Europäische Union!“²³ – Nicht nur narrativ scheinen die verschiedenen Dimensionen Europas nebeneinander zu existieren.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass aufgrund der ablehnenden öffentlichen Meinung zur EU, die auch im Zusammenhang mit einer fehlenden gemeinsamen europäischen

²¹ Beck: Traum, S. 9

²² Wolfgang Schüssel, zit. nach Petersen: Grundsätzlich dafür, S. 27

²³ Santer: Leitbild, S. 18

Identität steht, ein identitätsstiftendes Narrativ im Sinne eines Deutungsmusters, das die Grundlage kultureller Identität bildet, von immenser Bedeutung ist. Ein solches Narrativ existiert zwar, weist jedoch – insbesondere in jüngster Vergangenheit – aufgrund multipler Faktoren zunehmend Schwachpunkte auf. Durch die ungleiche Priorisierung der narrativen Stränge, der unzureichenden Weiterentwicklung im Sinne der aktuellen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen und der mangelnden Verflechtung der einzelnen Dimensionen ist seine identitätsstiftende Wirkung stark begrenzt. Um politisch wie gesellschaftlich eine stabile Union zu erreichen, ist es deshalb notwendig, das europäische Narrativ unter besonderer Berücksichtigung der Verknüpfung der narrativen Stränge kommunikativ neu zu begründen und permanent anzupassen. Selbstverständlich sind die (Kanzler-) Reden bei der Identitätsbildung nur ein Mitspieler in einem Ensemble wichtiger Faktoren und auch die politische Kommunikation im Ganzen ist nur ein Teil eines umfangreichen Mosaiks zur Verankerung eines europäischen Bewusstseins. Doch solange der europäischen Perspektive in der politischen Kommunikation allenfalls eine periphere Position zugestanden wird, solange können sich die Bürger nicht als Teil Europas fühlen. Denn „wer national denkt und national handelt, kann Europa noch nicht einmal sehen, geschweige denn verstehen“.²⁴ Und solange die Europäische Union einzig als Raum kommuniziert wird, in dem nationale Wirtschaftsinteressen durchgesetzt werden, solange wird jedes identitätsstiftende Moment im Keim erstickt. Denn – das wusste schon Jaques Delors – *den Binnenmarkt man nicht lieben*.

²⁴ Beck: Traum, S. 14

Literatur

Beck, Ulrich: Europa braucht einen neuen Traum. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2014) 12/2014, S. 9-15.

Brincker, Gesa-Stefanie: Welches Europa soll es sein - neue Leitbilder für die EU? Diskussionsbericht zum 8. Deutsch-Französischen Dialog am 04./05. Mai 2006 in der Europäischen Akademie Otzenhausen. Saarbrücken : ASKO Europa-Stiftung 2006

Fuchs, Dieter: Das Demokratiedefizit der Europäischen Union und die politische Integration Europas: Eine Analyse der Einstellungen der Bürger in Westeuropa. In: Europäische Integration in der öffentlichen Meinung. Hrsg. von Frank Brettschneider, Jan van Deth, Edeltraud Roller. Opladen: Leske + Budrich 2003, S. 29-56.

Gadinger, Frank; Jarzebski, Sebastian; Yildiz, Taylan: Politische Narrative. Konturen einer politikwissenschaftlichen Erzähltheorie. In: Politische Narrative. Konzepte – Analysen – Forschungspraxis. Hrsg. von Frank Gadinger, Sebastian Jarzebski, Taylan Yildiz. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2014, S. 3-38.

Hegewald, Ulrike; Schmitt, Lars: Die Deutschen vor der Europawahl 2009. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 23-24/2009, S. 10-17.

Hooghe, Liesbet; Marks, Gary: A Postfunctionalist Theory of European Integration: From Permissive Consensus to Constraining Dissensus. In: British journal of political science 39 (2009), S. 1-23.

Jarausch, Konrad H.; Sabrow, Martin: „Meistererzählung“ – zur Karriere eines Begriffs. In: Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Hrsg. von, Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, S. 9-23.

Jopp, Mathias; Maurer, Andreas; Schneider, Heinrich: Europapolitische Grundverständnisse im Wandel. Analysen und Konsequenzen für die politische Bildung. Bonn: Europa Union Verlag 1998

Knellingen, Wilhelm: Die EU und der Vertrauensverlust der Bürgerinnen und Bürger. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 4/2012, S. 32-40.

Korte, Karl-Rudolf; Thierse, Stefan: Mit angezogener Handbremse? Deutsche Parteien im Europawahlkampf. In: Die Politische Meinung 59. Jahrgang (2014) Nr. 524, S. 75-80.

Kowalsky, Wolfgang: Projekt Europa. Die Zukunft der europäischen Integration. Opladen: Leske / Budrich 1997.

Laumen, Anne; Maurer, Andreas: Jenseits des „Permissive Consensus“.

Bevölkerungsorientierungen gegenüber Europäischer Integration im Wandel?

Diskussionspapier Forschungsgruppe EU-Integration. Hrsg. von Stiftung Wissenschaft und Politik. Deutsches Institut für internationale Politik und Sicherheit 2006.

Lichtenstein, Dennis: Auf der Suche nach Europa: Identitätskonstruktionen und das integrative Potential von Identitätskrisen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 4/2012, S. 3-7.

Llanque, Marcus: Metaphern, Metanarrative und Verbindlichkeitsnarrationen: Narrative in der Politischen Theorie. In: Narrative Formen der Politik. Hrsg. von Wilhelm Hofmann, Katja Teich, Judith Renner. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2014, S. 7-29.

Pankau, Johannes G.: Erzählung. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen: Nie-meyer Verlag 1994, Band 2, Spalten 1432-1438.

Petersen, Thomas: Grundsätzlich dafür. Was die Deutschen über Europa denken. In: Die Politische Meinung 59. Jahrgang (2014) Nr. 524, S. 20-27.

Pew Research Center: A fragile rebound for EU image on eve of European Parliament Elections, 2014.

Santer, Jaques : Braucht Europa ein neues Leitbild? In: Leitbild Europa? Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit. Hrsg. von Jürgen Elvert, Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009, S. 16-25.

Schildberg, Cäcilie: Politische Identität und Soziales Europa. Parteikonzeptionen und Bürgereinstellungen in Deutschland, Großbritannien und Polen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010.

Ueding, Gert: Rhetorik als Fundament des modernen Europas. In: Von der Kunst der Rede und Beredsamkeit. Hrsg. von Gert Ueding, Thomas Vogel. Tübingen: Attempto 2001, S. 29-53.

Wie ‚närrisch‘ ist Jakob van Hoddis’ *Visionarr*?



Sebastian Koch

studiert Germanistik und Geschichte auf Lehramt.



"Von Jakob van Hoddis' 'Der Visionarr' geht meiner Meinung nach gerade deshalb eine besondere Faszination aus, weil das Gedicht zeigt, dass es eine neue Art des Schreibens und damit eine neue (sthetische) Art des *Sehens* in Reaktion auf die transzendente Obdachlosigkeit der Moderne mit all ihren Sinn- und Sprachkrisen gibt. Das neue *Sehen* ist völlig unabhängig von bisherigen Sinn- und Denktraditionen und ermöglicht es daher, bisher Verborgenes sichtbar zu machen."

Der Visionarr

Lampe block nicht.

Aus der Wand fuhr ein dünner Frauenarm.

Er war bleich und blau geädert.

Die Finger waren mit kostbaren Ringen bepatzt.

Als ich die Hand küßte, erschrak ich:

Sie war lebendig und warm.

Das Gesicht wurde mir zerkratzt.

Ich nahm ein Küchenmesser und zerschnitt ein paar Adern.

Eine große Katze leckte zierlich das Blut vom Boden auf.

Ein Mann indes kroch mit gestraubten Haaren

Einen schräg an die Wand gelegten Besenstiel hinauf.

Weltende

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,

In allen Luftten hallt es wie Geschrei,

Dachdecker stürzen ab und gehen entzwei

Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen

An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.

Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.

Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Jakob van Hoddis? Ist das nicht der mit dem „Weltende“? Der, der später verrückt geworden ist? Wohl jeder, der sich irgendwann im Verlauf seiner Schullaufbahn oder seines Studiums mit der Epoche des Expressionismus' beschäftigt hat, kennt das apokalyptisch anmutende Gedicht über davonfliegende bürgerliche Hüte, stürzende Dachdecker, den Schnupfen und von Brücken fallende Eisenbahnen aus dem Jahr 1911, auf das Jakob van Hoddis alias Hans Davidsohn oft und gerne reduziert wird.¹ Überhaupt scheint das Urteil über den jüdischen Schriftsteller recht schnell gefällt, folgt man den Aussagen seiner Tübinger Gastwirtin Frau Dieterle, die wir der Krankenakte No. 262 der Universitäts-Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten Tübingen aus dem Jahr 1927 entnehmen können: „Harmlos, untätig, sonderbar. [...]. Zeigte eine große Ehrerbietung vor Hunden. Grüßte alle Hunde und auch andere Tiere durch Hutabnehmen.“² Jakob van Hoddis und seine Lyrik für verrückt zu erklären oder sie als das Resultat eines „Wahnsinnigen“ zu begreifen, ihn somit auf den Aspekt einer psychischen Krankheit zu reduzieren, wird seinem *Œuvre* und seinem Leben, das letztlich einem wirklichen Wahnsinn zum Opfer fiel, nämlich dem der nationalsozialistischen Verbrechen, nicht gerecht. Vielmehr muss es, wie bereits von Regina Nörtemann in ihrer kritischen Gesamtausgabe zu Jakob van Hoddis angemerkt wurde, um eine Betrachtung jenseits seines Mythos' gehen, der zwischen „Weltende“, Wahnsinn und Tod zu oszillieren scheint oder anders:³ Es stellt sich die Frage nach der generellen Ästhetik seiner Zeit, die hier ausgehend von seinem Gedicht „Der Visionarr“ aus dem Jahr 1914 betrachtet werden soll.

Die Aufgabe gestaltet sich zunächst schwierig, wenn man versucht, sich über den Inhalt des Gedichts klar zu werden. Bereits der Titel „Der Visionarr“ verleitet uns dazu, das Werk erneut vor dem Hintergrund der psychischen Erkrankung seines Verfassers zu betrachten, scheint doch das gesamte *Setting* des Gedichts recht ‚verrückt‘, ja geradezu ‚narrisch‘ zu sein und einem abstrusen Gruselfilm zu entspringen: Eine scheinbar redselige Lampe wird recht harsch dazu aufgefordert, zu schweigen, eben nicht zu „blöcken“ (Z. 1). Der Arm einer toten Frau, der mit zahlreichen Ringen „bepatzt“ (Z. 4) ist, tritt aus einer Wand hervor. Der Visionarr, der sich über diese Begegnung zu freuen scheint, möchte der Toten alle Ehre erweisen und zum Grusse die tote und reich geschmückte Hand küssen. Doch die Hand ist wider Erwarten nicht kalt, sondern

¹ Vgl. auch Nörtemann, Regina: Jakob van Hoddis – Grundsteinopfer des Expressionismus?, in: Jakob van Hoddis. Dichtungen und Briefe. Hrsg. von Regina Nörtemann. Zürich: Arche-Verlag 1987, S. 243–278, hier S. 245.

² Krankenakte No. 262. Univ.-Klinik für Gemüts- u. Nervenkrankheiten Tübingen, Krankengeschichte des Davidsohn, Hans, in: Jakob van Hoddis. Dichtungen und Briefe. Hrsg. von Regina Nörtemann. Zürich 1987: Arche Verlag, S. 382–386, hier S. 384.

³ Vgl. Nörtemann, Regina: Jakob van Hoddis – Grundsteinopfer des Expressionismus?, S. 246.

lebendig warm, was den Visionarren erschrecken lässt. Die Abstrusität steigert sich: Ihm wird das Gesicht zerkratzt, woraufhin er mit einem Küchenmesser einige Adern der Hand zerschneidet. Blut fließt. Eine Katze leckt indes das Blut vom Boden auf und zu allem Überfluss klettert nun auch noch ein Mann einen Besenstiel, der an der Wand lehnt, hinauf. Das Gedicht, das das Nürrische zu seiner Programmatik erhebt, stellt uns also als Rezipienten vor die Frage, wie nürrisch genau denn eben jener Visionarr als Hauptakteur auftritt oder anders: Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen der *Visio* und dem *Nürrischen*?

Doch der Reihe nach: Wer ist denn überhaupt jener Visionarr? Er ist nicht gleichzusetzen mit Jakob van Hoddis selbst und insofern können wir dem Dilemma entgehen, jenem Mythos und seinem Bann zu unterliegen, von dem zuvor in Verbindung mit der psychischen Erkrankung des Verfassers die Rede war. Vielmehr erweist sich der Visionarr als das lyrische Ich, das neben der Frau mit dem fragilen Arm, der blutleckenden Katze und dem Mann, der einen Besenstiel besteigt, auf den Plan tritt. Genauer genommen ist diese Liste allerdings noch um einen weiteren Aspekt zu ergänzen, tritt doch die Lampe als ‚lebendiger‘ Gegenstand auf, der derart gesprächig zu sein scheint, dass das lyrische Ich es dazu auffordert, nicht zu ‚blöcken‘. Auch wenn wir als Rezipienten die Lampe nicht sprechen hören, so vermag es das lyrische Ich, das vier Mal explizit durch die Personalpronomina ‚ich‘ (Z. 5, 8) und ‚mir‘ (Z. 7) seine sprachliche Spur durch besagte Rollendeikta hinterlässt, um so mehr. Für den ‚Visionarren‘ sind die Ereignisse zeitlich sowie räumlich gegenwärtig. Betrachtet man die Beziehung der einzelnen Akteure im Gedicht, so lässt sich feststellen, dass es eine kausale Verbindung zwischen der Lampe, dem lyrischen Ich sowie der Frau gibt. Redegegenstand des Gedichts ist zunächst die Aufforderung an die Lampe, nicht zu ‚blöcken‘ (Z. 1), womit gleichzeitig ein Passus eingeleitet wird, für den es einer ruhigen, ja geheimnisvoll stillen Atmosphäre bedarf: Kaum ist die Aufforderung an die Lampe ausgesprochen – und für die stille Atmosphäre gesorgt – wird es genau dann gruselig, wenn die geisterhafte Frau ihren toten Arm durch die Wand fahren lässt (Z. 2). Dabei ist zu betonen, dass eben jene Frau nicht irgendeinem Menschen erscheint, sondern sie wird einzig von unserem lyrischen Ich, dem *Visionarren*, wahrgenommen oder besser: Sie wird von ihm *gesehen*. Hier wird also der erste Teil des Titels, die *Vision* (von lat. *visio*), zur Programmatik, welche im Allgemeinen die Fähigkeit des Sehens oder auch eine übernatürliche Erscheinung an sich bezeichnet.⁴ Das lyrische Ich schildert uns zunächst die äußere Erscheinung des Frauenarms, der ‚bleich und blau geädert‘ (Z. 3) und

⁴ Vgl. NN: s.v. *Vision*, in: Duden. Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 2. neu bearb. und erw. Auflage. Mannheim: Dudenverlag 2000, S. 1402.

„mit kostbaren Ringen bepatzt“ (Z. 4) ist. Damit wird dem Rezipienten klar suggeriert, dass es sich augenscheinlich um den Arm einer toten Frau oder – darauf verweist der Schmuck – um eine im Jenseits vornehm auftretende Dame handeln muss. Der Arm an sich weist keine lebendige Farbe mehr auf, so dass auf Grund der leichentypischen Blässe die Adern klar erkennbar sind. Mit der Konjunktion „als“ (Z. 5) allerdings wird ein neuer Abschnitt des Gedichts eingeleitet (vgl. Z. 5–9), in dem der ‚Gruselfaktor‘ weiter gesteigert wird bzw. für das lyrische Ich erst beginnt: Der unerschrockene Visionarr erschrickt, als er die Hand der Dame küssen will und bemerkt, dass sie „lebendig und warm“ (Z. 6) ist. Wurden dem Rezipienten parallel zu der Erlebniswelt des lyrischen Ichs und seinen Botschaften als Sprechinstanz suggeriert, dass es sich um eine Geistererscheinung handeln muss, so wird diese Erwartungshaltung nun irritiert. Das Gedicht klärt uns in seinem weiteren Verlauf nicht darüber auf, warum sich die vermeintliche Geisterhand lebendig warm anfühlt. Gleichsam scheint auch der Visionarr selbst, welcher (wahrscheinlich im Gegensatz zum Rezipienten) mit Geistererscheinungen routiniert und gar höflich umzugehen weiß, irritiert zu sein, denn anders ließe sich die Tatsache nicht erklären, dass ihm der Schrecken in die Glieder fährt (Z. 5). Auf der Ebene der Handlung kommt es parallel zu jener Irritation nun zu einer gewaltsamen Eskalation. Das Gesicht des Visionarren wird von der ‚lebendigen Geisterhand‘ zerkratzt (Z. 7), so dass dieser sich dazu gezwungen sieht, sich mit einem Messer zur Wehr zu setzen. Dabei wird die Irritation, die zuvor bereits durch den warmen statt kalten Frauenarm erzeugt worden ist, weiter verstärkt, denn nun fließt aus einem vermeintlich toten Arm auch noch warmes Blut, das von einer Katze vom Boden geleckt wird (Z. 9). Dabei können Tote doch eigentlich gar nicht bluten!?

Bis zu dieser Stelle konnten die Akteure des Gedichts in einen relativ kausalen Zusammenhang gebracht werden: Sowohl die Lampe, lebendig oder nicht, als auch das lyrische Ich, die weibliche Geistererscheinung und letztlich sogar die Katze lassen sich vor dem Hintergrund der Geistererscheinung zumindest einigermaßen kontextualisieren. Einzig „der Mann“, von dem ab Vers zehn die Rede ist, scheint sich jeder textinternen Logik zu entziehen. Rekapitulieren wir die Komposition bzw. die Entwicklung des Textes vor dem Hintergrund seiner Gliederung (Z. 1; Z. 2–4; Z. 5–9; Z. 10–11), so lässt sich eine sukzessive Steigerung und damit eine Linearität feststellen, die auf eine finale Pointe (Z. 10–11) hinausläuft, deren Funktion im Effekt der Verwirrung zu liegen scheint. Nachdem das Gedicht bereits einige Male für Irritationen gesorgt hat, markiert nun der Mann, der „mit gestäubten Haaren“ (Z. 10) einen Besenstiel

erklimmt, den Höhepunkt der Verwirrung. Während die Verse bis zu dieser einschneidenden Stelle mit dem jeweiligen Satzende übereinstimmen und somit ein parataktischer Zeilenstil festgestellt werden kann, so unterstreicht die Trennung des Syntagmas im Enjambement in den Versen zehn und elf die These von der verwirrenden, finalen Pointe, die damit hervorgehoben wird. Die Auswirkung liegt auf der Hand, denn der Rezipient stolpert geradezu über die letzten beiden Verse, die eben nicht nur stilistisch in besonderer Weise inszeniert sind, sondern auch inhaltlich nur schwer bis gar nicht in den Gesamtkontext einzuordnen sind. Jener Effekt, mit dem der Rezipient, so könnte man behaupten, zum *Narren* gehalten wird, spiegelt sich aber auch auf der Ebene der Sprache wider. Zum einen erscheint dabei die Wortwahl außergewöhnlich, wenn z.B. davon die Rede ist, dass die Finger mit Ringen „bepatzt“ (Z. 4) sind. Zum anderen erweisen sich neben der generellen Gruselthematik, die für den Rezipienten zumindest gewöhnungsbedürftig ist, die Assoziationen zur Figur der Katze in Verbindung mit dem Mann als verstörend. Denn nicht eine Hexe, welche man zum Besen und zur Katze assoziieren könnte, erklimmt den Besenstiel, sondern ein Mann. Dieser erfüllt paradoxerweise mit seinen „gesträubten Haaren“ (Z. 10) eben jenes Stereotyp, das man einer Hexe zuordnen würde.

Insgesamt betrachtet verkehrt das Gedicht durch seine Irritationen eine ‚normale‘ Erwartungshaltung des Rezipienten. Auch das Paradoxon, das durch die *große* Katze, die *zierlich* das Blut leckt, evoziert wird, ist letztlich nichts anderes als eine stilistische Verstärkung dieses Effekts. Unterstrichen wird jene bewusste Irritation der Erwartungshaltung auch durch den Aufbau des Gedichts an sich, nimmt es doch für einen lyrischen Text eine außergewöhnliche Form an: So weist die einzige Strophe, die sich aus elf Versen zusammensetzt, kein traditionelles Reimschema oder gar ein Metrum auf. Lediglich die drei Reime Frauenarm–warm, bepätzt–zerkratzt sowie auf–hinauf können festgestellt werden. Wie aber lassen sich all diese Normdurchbrechungen und die gruselige Atmosphäre, die gleichsam durch Wörter wie „bepatzt“ (Z. 4), die vormalig „blöckende“ Lampe (Z. 1) oder den hexenähnlichen Mann (Z. 10–11) ins Lächerliche gezogen zu werden scheint, erklären? In Anlehnung an Priska Pytlik lässt sich feststellen, dass geisterhafte und damit spiritistische Motive wie der Frauenarm insbesondere in der expressionistischen Lyrik nur noch als literarische Topoi aufgerufen werden, die mit dem eigentlichen Spiritismus nur noch wenig gemeinsam haben.⁵ Es gehe, so Pytlik, gerade vor dem Hintergrund des Spiritismus darum, Erlebnisse und Erfahrungen mit dem Spukhaften zu schildern, „die nicht mehr rational zu fassen

⁵ Vgl. Pytlik, Priska: Die Berliner Expressionisten und der Spiritismus, in: Spiritismus und ästhetische Moderne – Berlin und München um 1900. Hrsg. von Priska Pytlik. Tübingen: Francke Verlag 2006, S. 547–552, hier S. 550.

sind und bedrohlich in eine fragwürdig gewordene Wirklichkeit einbrechen“⁶. Insofern bedienen sich die Autoren des Expressionismus nur dann spiritistischer Motive, wenn sie mit deren Hilfe das tradierte Verständnis von Wirklichkeit erweitern oder auch irritieren können. In unserem speziellen Fall wird dies an der Synästhesie der ‚blöckenden‘ Lampe als ‚lebendiggewordene‘ Dingwelt sowie der lebendig toten Geistererscheinung deutlich. Denn es ist die Wirklichkeit, die um 1900 durch den Verlust sinnstiftender Orientierungsmarken brüchig wird und somit insbesondere einen literarischen Raum eröffnet, welcher sich mit einer erweiterten Wahrnehmung jenseits der *Ratio* und damit jenseits der erfahrenen industriellen Realität im sogenannten ‚Zeitalter des Fortschritts‘ auseinandersetzt.⁷ In diesem Sinne lässt sich die gruselige Atmosphäre im Gedicht, wie auch Pytlik feststellt, in „die Nähe zur bedrohlichen [...] Seite spiritistischer Phänomene“⁸ stellen, was letztlich die brüchig gewordene Wirklichkeitswahrnehmung und damit die Krise des modernen Subjekts unterstreicht. Allerdings muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass das lyrische Ich bereits über eine erweiterte Wahrnehmung verfügt, da es sehr routiniert und alles andere als ängstlich mit dem Geisterarm in Kontakt tritt. Verwirrt oder erschrocken ist das lyrische Ich letztlich durch die Tatsache, dass sich der Geisterarm warm und damit lebendig anfühlt, was dann auch jenen blutigen Gewaltakt auslöst. Auch wenn man sich, so lässt sich daraus folgern, wie das lyrische Ich bereits an den Umgang mit dem Ungewöhnlichsten gewöhnt hat, so kann sich die Wahrnehmungskrise jeder Zeit auf destruktive Art und Weise bemerkbar machen.

Einer letzten Frage ist dieser Essay bis zu dieser Stelle noch nicht ausführlich genug nachgegangen: Wer wird in dem Gedicht eigentlich zum Narren gehalten und wie erklärt sich in diesem Kontext, dass es einerseits spukt und andererseits eben jener Spuk ins Lächerliche gezogen wird? Auf diese Fragen gibt es meiner Meinung nach zwei Antwortmöglichkeiten, die vor dem Hintergrund des Titels „*Der Visionarr*“ gegeben werden können. Die erste Variante: Betrachtet man das lyrische Ich als die Person, die über eine erweiterte Wahrnehmung verfügt und somit in einer *Vision*, Kontakt zur Geisterwelt herzustellen vermag, so ist durch das Element des *Närrischen* diese Fähigkeit gleichzeitig ins Lächerliche gezogen. Damit wären dann auch die Irritationen, die wir als Rezipienten empfinden, geklärt: Dann handelt es sich also nur um ein

⁶ Ebd.

⁷ Zur Moderne vgl. exemplarisch Kanz, Christine: Die literarische Moderne (1890–1920), in: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Wolfgang Beutin. 7. Auflage. Stuttgart [u.a.]: J.B. Metzler 2008, S. 342–367.

⁸ Pytlik, Priska: Die Berliner Expressionisten und der Spiritismus, S. 550.

Gedicht von einer närrischen Person, die auf Grund ihres Hangs zum Närrischen Visionen hat und Dinge zu sehen glaubt, die es eigentlich gar nicht geben kann. Wir können in diesem Fall also nicht erwarten, dass dabei etwas Sinnvolles herauskommen soll. Daher leckt die große Katze zierlich das Blut, deshalb blutet ein eigentlich toter Arm und ein Mann, den keiner kennt, klettert einen Besenstiel hinauf. Damit wäre dann auch die Möglichkeit negiert, dass man den Titel des Gedichts als eine funktionierende Einheit versteht. Also doch alles Schwachsinn!?

Die zweite Variante: Betrachten wir den *Narren* jedoch als eine Person, die sowohl Närrisches mit der Fähigkeit einer erweiterten Wahrnehmung als Einheit in sich vereint, so entpuppt sich das Gedicht als poetologische Umsetzung eines Menschentypus, den Friedrich Nietzsche mit seinem intuitiven, künstlerischen Menschen in seiner Abhandlung „*Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn*“ von 1873 entspricht. Nach Nietzsches Auffassung basiert die Sprache der Menschen lediglich auf oberflächlichen und erstarrten Metaphern, Metonymien sowie Anthropomorphismen, die dem „Wesen der Dinge“⁹, sprich der folgenlosen Wahrheit nicht entsprechen. Damit kann es, folgt man der Argumentation Nietzsches, keine dem Wesen der Dinge angemessene Erkenntnis bzw. Wahrheiten geben, die letztlich nichts anderes als „Illusionen“¹⁰ sind. Im zweiten Teil seiner Abhandlung stellt der Philosoph mit dem intuitiven, künstlerischen und dem stoisch, vernünftigen Menschen zwei Lebensentwürfe vor, die aufzeigen sollen, wie der Mensch auf das Dilemma reagieren kann. Dabei kann es bei beiden Lebensformen lediglich um den unterschiedlichen Umgang mit den Metaphern gehen, die den Charakter von Täuschungen haben und deren zwingende Existenz nicht vom menschlichen Leben zu separieren sind, „weil man damit den Menschen selbst wegrechnen würde“¹¹. Nietzsches ästhetisches Modell, dessen Protagonist der intuitive Mensch ist, bildet mit der Orientierung an der Kunst oder am „*Mythus*“¹² die Möglichkeit, sich durch den freien von allen Konventionen gelösten Umgang mit Sprache vom „Sklavendienste“¹³ zu befreien. Im Idealfall, so Nietzsche entstehe dabei eine Kultur, die durch die „Herrschaft der Kunst über das Leben“¹⁴ charakterisiert sei. Durch die „Unmittelbarkeit der Täuschung“ könne der Künstler Negatives abwehren und dabei „Erhellung, Aufheiterung [und] Erlösung“¹⁵ erfahren. Der vernünftig, stoische Mensch dagegen versucht sich den Konventionen

⁹ Nietzsche, Friedrich: *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn*, in: Ders. Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta, Bd. 3. München: Hanser Verlag 1956, S. 309–322, hier S. 314.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd., S. 319.

¹² Ebd.

¹³ Ebd., S. 320.

¹⁴ Ebd., S. 321.

¹⁵ Ebd.

gemäß an die Abstraktion zu halten, um damit etwaiges Unglück abzuwehren.¹⁶ Im Unglück allerdings, so Nietzsche, lege er das Meisterstück der Verstellung so erfolgreich ab, dass er im Gegensatz zum intuitiven Menschen, welcher durch sein ästhetisch verzerrtes Leben häufiger leide, mit einer würdevollen Maske dem Unglück entkomme. Deutlich wird bei der Charakterisierung des vernünftigen Menschen allerdings auch, dass er im Umgang mit der Not eben „kein zuckendes und bewegliches Menschengesicht“¹⁷ zeigt.

Betrachten wir vor diesem Hintergrund unseren Visionarren, so lässt sich ein wesentlich positiveres Bild von dem irritierenden Gedicht zeichnen, welches das poetologische Programm des närrischen Sehens im Sinne Nietzsches durch seine bewusst gesetzten Irritationen vollzieht. Dann nämlich ist uns der Visionarr in Einigem weit überlegen. Er erweist sich als intuitiver Menschentypus, der sich von jener unmenschlichen Maske des stoischen Menschen unterscheidet. Er ist es, der sich von all jenen sprachlichen Konventionen, erzwungenen Kohärenzen und Begriffsnetzen befreien kann und dabei mehr *sieht* als wir wahrscheinlich als konventionenverliebte Rezipienten jemals sehen werden. Vision und Narrentum gehen eine ästhetisch fruchtbare Symbiose ein. Unser Visionarr ist also sehr närrisch und das in einem überaus positiv produktiven Sinne.

¹⁶ Vgl. ebd.

¹⁷ Ebd., S. 322.

Literatur

Primärliteratur

Friedrich Nietzsche: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn, in: Ders. Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta, Bd. 3. München: Hanser Verlag 1956, S. 309–322.

Jakob van Hoddis: Der Visionarr, in: Ders.: Weltende. Gesammelte Dichtungen. Hrsg. von Paul Pörtner. Zürich: Verlag Die Arche 1958, S. 68.

Jakob van Hoddis: Weltende, in: Ders.: Weltende. Gesammelte Dichtungen. Hrsg. von Paul Pörtner. Zürich: Verlag Die Arche 1958, S. 28.

Krankenakte No. 262. Univ.-Klinik für Gemüts- u. Nervenkrankheiten Tübingen, Krankengeschichte des Davidsohn, Hans, in: Jakob van Hoddis. Dichtungen und Briefe. Hrsg. von Regina Nörtemann. Zürich 1987: Arche Verlag, S. 382–386, hier S. 384.

Sekundärliteratur

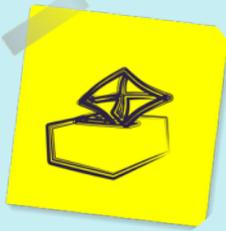
Kanz, Christine: Die literarische Moderne (1890–1920), in: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Wolfgang Beutin. 7. Auflage. Stuttgart [u.a.]: J.B. Metzler 2008, S. 342–367.

NN: s.v. Vision, in: Duden. Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 2. neu bearb. und erw. Auflage. Mannheim: Dudenverlag 2000, S. 1402.

Nörtemann, Regina: Jakob van Hoddis – Grundsteinopfer des Expressionismus?, in: Jakob van Hoddis. Dichtungen und Briefe. Hrsg. von Regina Nörtemann. Zürich: Arche-Verlag 1987, S. 243–278.

Pytlik, Priska: Die Berliner Expressionisten und der Spiritismus, in: Spiritismus und ästhetische Moderne – Berlin und München um 1900. Hrsg. von Priska Pytlik. Tübingen: Francke Verlag 2006, S. 547–552.

„Demokratie stärken, Populismus bekämpfen!“?



Dennis Rieger

studiert Geschichte und Philosophie.



"Die Wörter Demokratie und Populismus scheinen in der gegenwärtigen politischen Debatte mehr und mehr zur Floskel zu werden. Die oft willkürliche Neudefinition der beiden Wörter beunruhigt und erinnert mitunter an das Prinzip des "Newspeak" aus George Orwells dystopischem Roman 1984. Dies, sowie die Tatsache, dass derzeit in vielen demokratischen Staaten der Welt antiliberale Gedankengut

mehrheitsfähig wird, hat mich dazu bewogen, einen kritischen Essay zu den Themen Demokratie und Populismus zu schreiben."

Eine kleine Sprachkritik angesichts des weltweiten Erstarkens antiliberaler Parteien in demokratischen Staaten

Im November 2016, eine Woche nach der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, laden Plakate im Stuttgarter Rosensteinpark zu einem Treffen der Grünen im Kursaal des Stadtteils Bad Cannstatt ein. Das Motto des Treffens: „Demokratie stärken, Populismus bekämpfen!“.

Das klingt griffig, das klingt eindeutig, ist aber genau genommen schlichtweg eine paradoxe Parole. Die Staatsform Demokratie lässt sich nicht stärken, indem man Populismus bekämpft. Im Gegenteil: Wenn – wörtlich verstandener – Populismus bekämpft wird, wird damit die Demokratie geschwächt. Und diese Schwächung der Demokratie erscheint manchmal sogar in moralischer Hinsicht vonnöten: Nämlich dann, wenn die Mehrheit des populus sich an der Wahlurne mehrheitlich für autoritäre Parteien und Staatsoberhäupter entscheidet, die liberale Werte wie etwa die Meinungsfreiheit verachten und in ihren Staaten abschaffen. Dass sich ein Großteil des populus für jene illiberalen Staatsoberhäupter entscheidet, ist kein dystopisches Zukunftsszenario, sondern im Zeitalter von Putin, Erdogan, Orbán und Co. bittere Realität.

Zunächst soll geklärt werden, worum es sich bei

„Populismus“ überhaupt handelt. Hierfür ist es wichtig, zunächst einmal einen morphologischen Blick auf das Wort zu werfen: In Populismus steckt *populus*, das lateinische Wort für Volk. Wörtlich verstandener Populismus ist in einer Demokratie – der Herrschaft des *dēmos*, die altgriechische Entsprechung für das Staatsvolk – nichts Verwerfliches, sondern natürlicher Bestandteil einer Volksherrschaft. Paradox mutet die Tatsache an, dass das Wort Demokratie in unseren Tagen positiv konnotiert ist, das Wort Populismus aber sehr negativ. Ist das *dēmos* im Wort Demokratie denn ein anderes Volk als der *populus* in Populismus? Was Populisten Karin Priester zufolge vorgeworfen wird, ist „Personalisierung, Simplifizierung, Moralisierung des politischen Diskurses und Polarisierung des politischen Feldes“.¹ Mit anderen Worten: Populisten werden für Phänomene gebrandmarkt, die bei jeder demokratischen Wahl zu beobachten sind. Simplifizierung, Personalisierung und Polarisierung haben Politikern leider schon immer zu Wählerstimmen verholfen. Letztlich handelt es sich beim Adjektiv populistisch um ein Synonym des Wortes *popular* mit umgekehrtem Vorzeichen: Im Gegensatz zu *popular* ist *populistisch* negativ konnotiert. Eine Parole wie „Populismus bekämpfen!“ zielt, wenn sie von den Grünen verwendet wird, selbstverständlich ausschließlich auf die Bekämpfung der Rechtspopulisten, die in Europa – und in den USA, wie der Ausgang der US-Präsidentschaftswahl gezeigt hat – zunehmend Wählerstimmen gewinnen.

Mit Polen und Ungarn werden zwei Mitgliedstaaten der Europäischen Union bereits von ultrarechten Parteien regiert. Dass die Grünen dem weiteren Erstarken ultrarechter Parteien in Europa Einhalt gebieten wollen, ist positiv und wichtig. Doch der Vorwurf des Populismus trifft nicht den Kern des Problems. Populismus ist kein Alleinstellungsmerkmal rechter Parteien.

Populistische d.h. in diesem Fall stark vereinfachende und prägnante Slogans, sind in der Geschichte demokratischer Wahlen keineswegs ein neues Phänomen: Das Wahlkampfmotto „Mehr Demokratie wagen!“ der SPD im Bundestagswahlkampf 1969, mit dem Willy Brandt zum ersten sozialdemokratischen Kanzler der Bundesrepublik Deutschland gewählt wurde, und der Slogan „Freiheit statt Sozialismus“, mit dem Hans Filbinger die baden-württembergische Landtagswahl 1976 gewann, stellen zwei Musterbeispiele für populistische Slogans in der politischen Geschichte der Bundesrepublik dar. Beide Slogans blieben im Gedächtnis der Wähler, waren griffig – und überaus populistisch. Ersteres Motto ließ offen, auf welche Weise man denn „mehr Demokratie wagen“ könne, die Amtszeit Willy Brandts ließ die Frage ebenfalls

¹ Priester, Karin: Populismus in den Medien. Realität und Stigmawort; in: Ernst Hillebrand (Hrsg.): Rechtspopulismus in Europa. Gefahr für die Demokratie?, S. 138.

unbeantwortet. Und der Slogan „Freiheit statt Sozialismus“ unterstellte lächerlicherweise, dass die politische Konkurrenz der baden-württembergischen CDU – im Jahr 1976 die SPD – den Sozialismus repräsentieren würde.

Und trotz ihrer Inhaltsleere im ersten Fall bzw. ihrer falschen Unterstellung im zweiten Fall waren die beiden Wahlkampfzitate erfolgreich und entpuppten sich somit als im wörtlichen Sinn populistisch. Auch in der jüngeren Geschichte der US-amerikanischen Präsidentschaftswahlkämpfe wurden überaus populistische Slogans genutzt: Man denke nur an Barack Obamas „Yes, we can!“ oder jüngst an Donald Trumps „Make America great again!“. Jeder Wähler konnte in diese beiden sicherlich nicht zufällig sehr vage gehaltenen Slogans seine eigenen politischen Wünsche projizieren.

Wer genau mit „wir“ in Obamas Motto gemeint war, blieb ebenso offen wie die Frage, was genau es denn war, was wir überhaupt können. Und in Trumps nicht minder vagem Wahlkampfzitat blieb offen, wann exakt die USA einmal „great“ waren und auf welche Weise der politische Quereinsteiger Trump sie wieder „great“ machen könne. Kritik an inhaltsleeren Wahlkampfziten von „Mehr Demokratie wagen!“ bis hin zu „Make America great again!“ ist berechtigt. Dennoch waren und sind populistische Wahlkampfziten ebenso wie populistische Wahlkämpfe nicht verwerflich, sondern natürlicher Bestandteil einer Demokratie. Populisten – und mit ihren Wahlkampfziten entpuppten sich etwa Willy Brandt, Hans Filbinger oder Barack Obama als solche – sind nicht automatisch schlechte, geschweige denn antiliberal eingestellte Politiker. Populistische Wahlkämpfe waren stets Bestandteil einer Demokratie. Gewiss wären sachlich geführte Wahlkämpfe ohne platte Parolen wünschenswert. Doch in einer Demokratie, in der man mit Wahlkampfziten einen Großteil der Bevölkerung für sich gewinnen will, sind platte Parolen nun mal fast immer erfolgreicher – und ein legitimes Mittel, Wähler für sich zu gewinnen. Populismus stellt, anders als es das Plakat mit dem Slogan „Demokratie stärken, Populismus bekämpfen!“ impliziert, in den Tagen unserer Zeit nicht das dringendste politische Problem dar. Eines der dringendsten Probleme stellt stattdessen die Tatsache dar, dass im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts global mehr und mehr Menschen in Demokratien autoritäre und antiliberalistische Parteien und Staatsoberhäupter wählen.

Im Jahr 2011 war der sogenannte Arabische Frühling in aller Munde. In den westlichen Medien dominierte das Bild einer sehr positiv zu bewertenden Bewegung der arabischen Völker, die sich von ihren autoritären Herrschern emanzipierten. Der deutsch-französische Kulturkanal arte

widmete dem Arabischen Frühling gleich einen gesamten Themenmonat voller naiver Dokumentationen über die angeblich mehrheitlich westlich und liberal eingestellte Bevölkerung in den Ländern, in denen der sogenannte Arabische Frühling seine Blüten sprießen lies. Spätestens nachdem der radikal-islamische Muslimbruder Mohammed Mursi mit dem Slogan „Der Islam ist die Lösung!“ die ersten freien demokratischen Präsidentschaftswahlen der ägyptischen Geschichte mit deutlicher Mehrheit gewonnen hatte, wurde das Bild einer liberalen Emanzipationsbewegung namens Arabischer Frühling in den Medien der westlichen Welt hinterfragt. Durch den folgenden autoritären und antiliberalen Politikstil Mursis wurde das zuvor im Großteil der westlichen Medien vermittelte Zerrbild schließlich offensichtlich. Schnell machte auch in den seriösen Presseorganen der Bundesrepublik Deutschland eine Floskel die sprichwörtliche Runde: Die Mehrzahl der Menschen in Ägypten sei ob ihrer Wahl eines antiliberalen Politikers eben „noch nicht reif für die Demokratie“. Bei dieser Unterstellung wurde übersehen, dass das Wahlergebnis in Ägypten keinen Einzelfall im frühen 21. Jahrhundert darstellte – weder einen Einzelfall in der islamisch geprägten Welt noch außerhalb von ihr. Auch in über Jahre oder Jahrzehnte gewachsenen demokratischen Staaten, in denen die Menschen längst „reif für die Demokratie“ sein sollten, wurden in den vergangenen Jahren auffallend häufig autoritäre und antiliberale politische Parteien gewählt. In Staaten wie Russland, der Türkei und Ungarn wurden antiliberale Politiker sogar zu Staatsoberhäuptern gewählt, die ihre Staaten in totalitäre Regime umwandelten. Im Juni 2014 lies der ungarische Ministerpräsident Viktor Orban auf einer Rede im rumänischen Bäile Tuşnad die Bemerkung fallen, dass eine Demokratie nicht zwingend liberal sein müsse.² In deskriptiver Hinsicht ist an Orbans Bemerkung nichts zu beanstanden: Eine Volksherrschaft ist nicht zwingend liberal, im antiken Griechenland fanden die demokratischen Anfänge in der polis in einer Gesellschaft statt, in der etwa Sklaverei gang und gäbe war. Das Erschreckende an Orbans Aussage lag darin, dass er sie nicht rein deskriptiv, sondern normativ äußerte und auf diese Weise seinen – durch seine Wahl zum ungarischen Staatsoberhaupt gewissermaßen demokratisch legitimierten – Aufbau eines illiberalen, totalitären Ungarns rechtfertigte. In den Jahren von 2010 bis 2014 wurde die ungarische Verfassung gleich fünfmal verändert. Die Freiheit der Medien wurde ebenso aufgehoben wie die Unabhängigkeit der Justiz.³ Ungarn stellt keinen Einzelfall eines demokratischen Staates dar, der durch den Willen der Mehrheit der Bevölkerung zu einem

² Vgl. Niklas Schroder: Die Geister, die Orban rief; in: Alexander Hensel/ Daniela Kallinich/ Julia Kiegeland u.a.: Demokratie in Aufruhr: S. 195.

³ Ebd.

illiberalen Staat umfunktioniert wird. Auch in einem weiteren ehemaligen Satellitenstaat der Sowjetunion, in Polen, genießt mit der PiS-Regierung eine ultrarechte und antiliberaler Partei das Vertrauen eines Großteils der Bevölkerung. Ebenso wie in Ungarn wurde in Polen die Medienfreifreiheit und die Unabhängigkeit der Justiz beschnitten. Antiliberaler Parolen wurden von aktuellen polnischen Regierungsvertretern auch öffentlich geäußert, etwa, wenn gefordert wurde, man müsse etwas gegen die „Welt aus Radfahrern und Vegetariern“⁴ unternehmen. In Putins Russland wurde dagegen nicht nur – diesmal durch Wahlen legitimiert – ein totalitärer Staat aufgebaut, der an die dunkelsten Zeiten der UdSSR erinnert. Putin war im Jahr 2015 auch das erste Staatsoberhaupt nach Adolf Hitler, das einen europäischen Staat gewaltsam angriff und einen Teil dessen Territoriums, nämlich die ukrainische Krim, für sich reklamierte. Dabei erhielt Putin erschreckenderweise von zahlreichen Demonstranten in Europa lautstarke Unterstützung, etwa durch die paradox betitelten „Montagsmahnwachen für den Frieden“. Eine unselige Kombination aus Linke-Wählern, AfD-Wählern und Antisemiten bejubelte die gewaltsame Annexion der Krim durch einen Diktator, der in einer, wie die eigene Staatsform in Russland gerne genannt wird, „souveränen“ bzw. „gelenkten Demokratie“ herrscht.⁵ Aus ihren antiliberalen Gesinnungen machten die Vorsitzenden von Putins Partei Jednaja Rossija (dt. Einiges Russland) nie ein Hehl: Bereits im Jahr 2003 stellte der Parlamentsvorsitzende von Jednaja Rossija fest, dass „das Parlament [...] kein Ort für politische Auseinandersetzungen“ sei.⁶ In einer von unfreien Staatsmedien „gelenkten Demokratie“, so die bereits damals geäußerte Message des Kremls, darf es keine politischen Auseinandersetzungen geben.

Die Aushöhlung eines zuvor halbwegs liberalen Staates gelang auch dem türkischen Präsidenten Erdogan. Bereits im Dezember 1997 stellte Erdogan als damaliger Bürgermeister von Istanbul unverhohlen fest, dass die Staatsform der Demokratie für ihn nur ein Mittel zum Zweck ist: Damals zitierte Erdogan vor etwa 5.000 Anhängern aus einem Gedicht des nationalistischen Dichters Ziya Gökalp, in dem folgendes festgestellt wird: „Die Minarette sind unsere Bajonette, die Kuppeln unsere Helme, die Moscheen unsere Kasernen und die Gläubigen unsere Soldaten“.⁷ 19 Jahre später tritt deutlicher als je zuvor zutage, dass die zitierten Passagen des Gedichtes eine Art Gebrauchsanweisung für die endgültige Zerstörung der laizistischen Türkei und den Aufbau eines totalitären, islamisch geprägten türkischen Staates durch Erdogans Partei AKP darstellten.

⁴ Zitiert nach: Schumatsky, Boris: Der neue Untertan. Populismus, Postmoderne, Putin. Salzburg/ Wien 2016, S. 117.

⁵ Vgl. Schumatsky: Der neue Untertan, S. 11f.

⁶ Zitiert nach: Schumatsky: Der neue Untertan, S. 117.

⁷ Zitiert nach: Akyol, Çigdem: Erdogan. Die Biografie. Freiburg i. B. 2016, S. 106.

So kontrollierte die türkische Regierung bereits im Jahr 2015, ein Jahr vor der auf den Putschversuch des türkischen Militärs folgenden staatlichen „Säuberungswelle“, etwa 75 % der türkischen Printmedien und 80 % der türkischen TV-Kanäle.⁸

Was Staatsoberhäupter wie Orbán, Putin und Erdogan verbindet, ist ihre antilibérale Gesinnung. Alle genannten Präsidenten transformierten ihre Staaten in totalitäre Regime. Was aber oft übersehen wird, ist die Tatsache, dass es sich bei ihnen mitnichten, wie ihnen oft vorgeworfen wird, um „Antidemokraten“ handelt. Freien und gleichen Wahlen in einer Volksherrschaft verdanken sie schließlich ihre Präsidentschaften – obschon diese Wahlen nach der in Ungarn, Russland und der Türkei stattgefundenen Transformationen der Staaten in totalitäre Regime wegen der nicht mehr existenten Meinungs- und Medienfreiheit inzwischen nur noch blanker Hohn sind. Um die Brücke zum eingangs zitierten Plakat der Grünen zu schlagen: Der Vorwurf des „Populismus“ gegenüber Parteien wie der AfD – und gegen diese richtet sich das Plakat selbstverständlich – zielt nicht nur am Kern des Problems vorbei, sondern ist zugleich verharmlosend. Populistisch können auch liberale Politiker sein. Totalitäre Staaten zu errichten ist jedoch ein Alleinstellungsmerkmal antiliberaler Politiker wie Orbán, Putin und Erdogan. Es ist kein Zufall, dass sich viele Politiker der AfD zumindest gegenüber Putin und Orbán stets positiv und unkritisch äußern, teilen sie doch die antilibérale Gesinnung dieser Staatsoberhäupter. Was politisch bekämpft werden muss, ist nicht „Populismus“, sondern antiliberale Gedankengut. Was gestärkt werden muss, ist – und das ist eine äußerst unpopulistische Aussage – keineswegs die Demokratie, also die Staatsform, die Staatsoberhäupter wie Erdogan und Putin überhaupt erst hervorgebracht hat. Wenn in unseren Breitengraden, wie es derzeit häufig passiert, von „demokratischen Werten“ gesprochen wird, sind in Wirklichkeit fast immer liberale Werte gemeint. Was gestärkt werden muss in einer Welt, in der sich in Staaten wie Ungarn, der Türkei und Russland ein Großteil des populus für antilibérale Herrscher entscheidet, ist liberales Gedankengut. Ernst-Wolfgang Böckenfordes zentrale Aussage aus seinem Werk „Staat, Gesellschaft, Freiheit“ aus dem Jahr 1976 ist heute, 20 Jahre nach dem Erscheinen des Buches, aktueller denn je: Ein liberaler Staat stützt sich auf Prämissen, die er selbst nicht garantieren kann.⁹ Setzt sich ein Staat gewaltsam gegen antilibérale Gesinnungen ein, so wird er selbst illiberal. Um eine liberale Gesellschaft und eine liberale Demokratie zu erhalten, gibt es somit nur

⁸ Vgl. Akyol: Erdogan. Die Biografie: S. 313.

⁹ Vgl. van Rahden, Till: Clumsy Democrats. Demons and Devils in Postwar Germany. In: Paul Nolte (Hrsg.): Transatlantic Democracy in the 20th Century. Transfer and Transformation. Berlin/ Boston 2016, S. 91-116, S. 93.

einen moralisch einwandfreien Weg: Das Kreuz in der Wahlkabine neben eine liberal eingestellte Partei setzen.

Der Slogan „Demokratie stärken, Populismus bekämpfen!“ zielt am eigentlichen globalen Problem des frühen politischen 21. Jahrhunderts vorbei. Populismus ist stets ein Teil von Demokratien gewesen, von Willy Brandts Wahlkampfmotto „Mehr Demokratie wagen!“ bis zu Donald Trumps „Make America great again!“. Nicht der Populismus ist ein erschreckendes neues politisches Phänomen, sondern die Tatsache, dass global immer mehr Menschen in Demokratien antiliberaler Politiker wählen. In Ungarn, Russland und der Türkei wählte der Großteil der Menschen antiliberaler Politiker und machte diese zu Staatsoberhäuptern. Als Konsequenz daraus wurden jene Staaten zu totalitären Regimen umgewandelt. Diese Umwandlung war gewissermaßen „demokratisch legitimiert“ durch den Willen der Mehrheit der Bevölkerung. Angesichts des globalen massiven Zulaufs antiliberaler Parteien in Demokratien wirkt eine Parole wie „Demokratie stärken!“ reichlich naiv – auch wenn im Falle des Grünen-Plakats, auf dem jener Slogan abgedruckt wurde, selbstverständlich ausschließlich die Stärkung einer liberalen Demokratie gemeint ist.

Nichtsdestotrotz handelt es sich bei einer Parole wie „Demokratie stärken!“ um eine sprachliche Ungenauigkeit, wenn sie lediglich für eine liberale Demokratie plädiert, dabei aber lediglich das Wort Demokratie verwendet, ohne deren erwünschte liberale Ausprägung zu nennen. Demokratien können leider auch antiliberal sein, wie es Orbáns Ungarn, Putins Russland und Erogans Türkei zeigen. Anders als es das Grünen-Plakat impliziert, stellt nicht Populismus das drängendste politische Problem unserer Tage dar, sondern die wachsende Anzahl antiliberaler Menschen – egal ob am rechten Rand des politischen Spektrums, am linken Rand oder in den radikal-islamischen Teilen der Gesellschaft. Erfolgreich bekämpft werden können antiliberaler Ideologien in einer Demokratie nur, wenn liberale Werte verteidigt werden. Für diese Verteidigung sind – man will schließlich erfolgreich sein – populistische Slogans durchaus angebracht: Mehr Liberalität wagen! Yes, we can! Make free thought great again!

Literatur

Akyol, Çigdem: Erdogan. Die Biografie. Freiburg i. B. 2016.

Priester, Karin: Populismus in den Medien. Realität und Stigmawort; in: Ernst Hillebrand (Hrsg.):
Rechtspopulismus in Europa. Gefahr für die Demokratie?. Bonn 2015: S. 138-145.

Schröder, Niklas: Die Geister, die Orbán rief. Niklas Schröder beobachtet einen alarmierenden
Wandel der politischen Verhältnisse in Ungarn; in: Alexander Hensel/ Daniela Kallinich/
Julia Kiegeland u.w. (Hrsg.): Demokratie in Aufruhr. Jahrbuch des Göttinger Instituts für
Demokratieforschung 2015. Stuttgart 2016: S. 194-197.

Schumatsky, Boris: Der neue Untertan. Populismus, Postmoderne, Putin. Salzburg/ Wien 2016.

van Rahden, Till: Clumsy Democrats. Demons and Devils in Postwar Germany; in: Paul Nolte
(Hrsg.): Transatlantic Democracy in the 20th Century. Transfer and Transformation. Berlin/
Boston 2016: S. 91-116.

Wann ist jemand Rassist?



Hannes Ringkloff
studiert Deutsche
Literatur (MA).

„Aufgrund der Erfolge von Rechtspopulisten wird gerade häufig öffentlich über Rassismus diskutiert, dabei geht es immer wieder auch um die Frage, wann man jemanden eigentlich als Rassisten bezeichnen sollte / darf / kann – und an der Stelle kommt dann die Repräsentativitätsheuristik ins Spiel.“

Die Rolle der Repräsentativitätsheuristik in einer Argumentation zum Thema

Antisemitismus.

Eine rhetorische Analyse.

„When I see a bird that walks like a duck and swims like a duck and quacks like a duck, I call that bird a duck.“

Dieses bekannte Sprichwort steht in enger Verbindung mit der Repräsentativitätsheuristik, einer kognitiven Technik, mit der Menschen Objekte in eine Klasse oder Kategorie einordnen. Bei dieser Einordnung verlassen sich die Menschen auf die Ähnlichkeit zwischen Objekt und Kategorie.¹

Doch die Verwendung der Repräsentativitätsheuristik kann auch Probleme mit sich bringen. Daniel Kahneman gibt zu bedenken, dass die der Repräsentativitätsheuristik zugrunde liegenden Stereotype falsch sein können² (das wäre etwa der Fall, wenn sich Enten in Wahrheit ganz anders verhalten würden). Außerdem könne die Verwendung der Repräsentativitätsheuristik dazu führen, „Informationen über Basisraten zu vernachlässigen“³.

Bei der Basisrate handelt es sich um

¹ Vgl. Thomas Städtler: Lexikon der Psychologie. Wörterbuch – Handbuch – Studienbuch. Kröners Taschenausgabe: Bd. 357. Stuttgart; Kröner 1998, S. 567.

² Vgl. Daniel Kahneman: Schnelles Denken, langsames Denken. Aus dem amerikanischen Englisch von Thorsten Schmidt. 18. Auflage. München: Siedler 2012, S. 190.

³ Ebd., S. 190.

„Merkmalsverteilungen in einer Population“⁴, das heißt beispielsweise um die Information, wie viele Ärzte es prozentual unter allen Berufsgruppen gibt. Wenn es nur sehr wenige Ärzte gibt, muss man das bei der Frage, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass es sich bei einer gewissen Person um einen Arzt handelt, berücksichtigen.

Der vorliegende Essay beschäftigt sich mit der Frage, ob und wie dieses Argumentationsmuster der Repräsentativitätsheuristik in einer Argumentation verwendet werden kann, die sich mit Rassismus beschäftigt. Konkret geht es um einen Onlineartikel von Henryk M Broder, in dem mithilfe der Repräsentativitätsheuristik dafür argumentiert wird, dass man jemanden, der antisemitisch argumentiert auch als Antisemiten bezeichnen soll.

Um Henryk M Broders Artikel besser verstehen zu können, soll kurz dessen Vorgeschichte erläutert werden. Das „Simon Wiesenthal Center“ setzte den Journalisten Jakob Augstein 2012 auf Platz neun seiner seit 2010 jährlich erscheinende Liste der „Top Ten Anti-Semitic/Anti Israel Slurs“. Als Beleg für die antisemitischen Äußerungen wurden fünf Zitate von Jakob Augstein aus Spiegel Online in englischer Übersetzung präsentiert, in denen sich Augstein über Israel und über ultra-orthodoxe Juden äußert.⁵ Darunter wurde ein Zitat von Broder angegeben, der Augstein als „pure anti-Semite [...] who only missed the opportunity to make his career with the gestapo because he was born after the war“⁶, bezeichnete. Für diese Aussage entschuldigte Broder sich später. Die Einstufung von Augsteins Äußerungen als antisemitisch wurde von verschiedenen Journalisten und Politikern kritisiert.⁷ In seinem Artikel vom achten Januar 2013 beschäftigt sich Henryk M. Broder mit einigen Reaktionen auf die Liste des Wiesenthal Centers.

Die *narratio* (Schilderung des Sachverhalts) von Broder beginnt mit einer Abschweifung (*digressio*) zur Sowjetunion, in der es laut Broder ein „Antizionistische[s] Komitee[] der sowjetischen Öffentlichkeit“⁸ gab. Schon damals sei betont worden, dass „Kritik an der

⁴ Bernd Six: Basisraten. In: Lexikon der Psychologie. Hrsg. von Wenninger, Gerd. Bd. 1. A bis E. Heidelberg / Berlin: Spektrum 2000, S. 181-182, hier S. 181.

⁵ Vgl. 2012 Top Ten Anti-Semitic/Anti-Israel Slurs. Simon Wiesenthal Center. http://www.wiesenthal.com/atf/cf/%7B54d385e6-f1b9-4e9f-8e94-890c3e6dd277%7D/TT_2012_3.PDF#_UQp7Oz35Osg, 12.04.2012, S. 4.

⁶ Ebd., S. 4.

⁷ Vgl. Lothar Müller: Ausweitung der Kampfzone. Süddeutsche Zeitung. 05.01.2013. <http://www.sueddeutsche.de/kultur/jakob-augstein-auf-antisemiten-liste-ausweitung-der-kampfzone-1.1565581>, 12.04.2015; vgl. Johannes Korge: Gysi und Klöckner verteidigen Augstein gegen Antisemitismus-Vorwurf. Spiegel Online. 03.01.2013. <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/gysi-und-kloeckner-verteidigen-augstein-gegen-antisemitismus-vorwurf-a-875610.html>, 12.04.2015.

⁸ Henryk M. Broder: Die modernen Antisemiten argumentieren subtil. Welt Online. 08.01.2013. <http://www.welt.de/debatte/henryk-m-broder/article112561269/Die-modernen-Antisemiten-argumentieren-subtil.html>, 12.04.2015.

‚zionistischen Ideologie‘ und der ‚aggressiven Politik‘ der in Israel herrschenden Kreise [...] keinesfalls als antisemitisch bezeichnet werden“⁹ könnte. Danach formuliert Broder eine Überleitung zu seiner eigentlichen These: Dieser Kampf gegen Israel, den es schon in der Sowjetunion gab, werde auch heute noch von „kritischen Intellektuellen“ und „Israelkritiker[n]“¹⁰ geführt, wobei Broder die Begriffe in Anführungszeichen setzt, um zu zeigen, dass er diese Begriffe nicht für passend hält. Dies deutet bereits auf die später mit der Repräsentativitätsheuristik aufkommenden Definitionsfragen hin. Anschließend fasst Broder in einer zweiten *narratio* die Vorgeschichte zwischen ihm und Jakob Augstein zusammen und wiederholt seine Position zu Augstein aus früheren Artikeln. Schließlich berichtet er über die Einstufung von Augstein in die Liste der „Top Ten Anti-Semitic/Anti Israel Slurs“ und gibt einige Reaktionen auf diese Einstufung an. An dieser Stelle setzt dann Broders *argumentatio* (Beweisführung) an, die mithilfe der Repräsentativitätsheuristik erfolgt.

Zunächst gibt Broder ein Zitat von Juliane Wetzel, einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin am Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung, wieder: „Es ist sowieso immer problematisch, jemanden als Antisemiten zu bezeichnen. Man kann höchstens sagen: Der oder der bedient antisemitische Klischees, Ressentiments, Vorurteile.“¹¹ Der Bezug zur Repräsentativitätsheuristik ist in diesem Zitat bereits explizit gegeben: Wetzel betont die Schwierigkeit, die Repräsentativitätsheuristik beim Thema Antisemitismus anzuwenden. Das Zitat wird von Henryk M. Broder verwendet, um kurz darauf eine *refutatio* (Widerlegung) starten zu können. Er antwortet auf Wetzel: „Wie nennt man jemanden, der lügt? Einen Lügner. Wie nennt man jemanden, der trinkt? Einen Trinker. Wie nennt man jemanden, der klaut? Einen Dieb. Nur jemanden, der ‚antisemitische Klischees, Ressentiments, Vorurteile‘ bedient, darf man nicht einen Antisemiten nennen, zumindest nicht nach den strengen wissenschaftlichen Maßstäben des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung [...].“¹² Auf rein formaler Ebene fällt auf, dass Broder die Repräsentativitätsheuristik in Form von drei rhetorischen Fragen präsentiert, auf die er selbst die Antworten gibt. Dadurch, dass auf die kurzen, einfachen Fragen jeweils eine kurze, einfache Antwort folgt, wirkt die Argumentation sehr eingängig, und das Zentrum für Antisemitismusforschung, das diesen einfachen Zusammenhang aufgrund seinen „strengen wissenschaftlichen Maßstäben“ nicht teilt, wird der Lächerlichkeit preisgegeben. Zur

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Broder: Antisemiten.

Eindrücklichkeit trägt auch bei, dass Broder seine Argumentation induktiv entwickelt, das heißt, er definiert die Repräsentativitätsheuristik nicht, sondern präsentiert Beispiele für ihre Anwendung, für die er eine hohe Zustimmung erwartet. Ob man allerdings daraus schließen kann, dass die induktive Argumentation mit der Repräsentativitätsheuristik überzeugender als die deduktive Variante ist, ist nicht sicher. Die Auswahl des Zitates kann man so deuten, dass Broder es heranzieht, weil er durch die Repräsentativitätsheuristik hier einen Angriffspunkt gegeben sieht, um die Argumentation zu widerlegen und die Gegner lächerlich zu machen. Allerdings belässt es Broder nicht bei diesem einen Bezug zur Repräsentativitätsheuristik.

Mit der statistischen Angabe, dass „,wissenschaftlichen‘ Erhebungen zufolge, etwa zwanzig Prozent der Deutschen antisemitische Einstellungen mit sich herumtragen“¹³, führt Broder eine klassische Basisrate in die Diskussion mit ein, das heißt er verweist statt auf die Ähnlichkeit zwischen Augstein und einem Antisemiten auf die Häufigkeit von Antisemiten in der Bevölkerung. Zunächst sieht es so aus, als wolle er die Brisanz dieser wissenschaftlichen Daten relativieren, wenn er davon spricht, dass es bei den Antisemiten nur „um Angehörige von Randgruppen“¹⁴ handeln solle. Diese Relativierung ist jedoch ironisch gemeint; Broder macht klar, dass er genau diese Beschränkung auf Randgruppen nicht sieht. Um diese Ironie zu erzeugen, bedient er sich des Stilmittels der Allusion, wenn er beiläufig die Tatsache, dass der Antisemitismus bei „Angehörige[n] von Randgruppen“¹⁵ verbreitet ist, mit einem „Gedicht von Günter Grass“¹⁶ assoziiert, den er in einem früheren Artikel als „Prototyp des gebildeten Antisemiten“¹⁷ bezeichnet hatte. Dadurch wird klar, dass Broder den Antisemitismus keinesfalls auf Randgruppen beschränkt sieht.

Daraufhin greift Broder dann die Repräsentativitätsheuristik wieder auf. Diesmal geht es ihm allerdings nicht um die Zuordnung von Objekt zu Kategorie, sondern um eine Neudefinition der Kategorie. Er moniert, dass die „Intellektuellen dieser Republik [...] einen Begriff von Antisemitismus [haben], der so alt und verstaubt ist wie eine mechanische Schreibmaschine aus den 30er-Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts.“¹⁸ Mit diesem Vergleich und der Erwähnung der 30er-Jahre macht Broder bereits anschaulich, aus welchem Zeitraum der Begriff des

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Henryk M. Broder: Günter Grass – Nicht ganz dicht, aber ein Dichter. Welt Online. 04.04.2012. (Stand: 12.04.2015. <<http://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article106152894/Guenter-Grass-Nicht-ganz-dicht-aber-ein-Dichter.html>>.

¹⁸ Broder: Die modernen Antisemiten argumentieren subtil.

Antisemitismus kommt, den die Intellektuellen seiner Meinung nach haben. Gleich darauf spricht er es dann aus, indem er die vorgeblichen Gedanken dieser Intellektuellen wiedergibt: „Antisemitismus – das ist die SA und die SS, die Endlösung und der Holocaust, Auschwitz und Nürnberg.“¹⁹ Gegen diese Meinung setzt er seine eigene These, dass der „Antisemitismus mit der Zeit geht“²⁰, und illustriert das mit einem Beispiel: „Kein Mensch stellt sich heute Bankräuber so vor, wie sie von Carl Barks gezeichnet wurden, mit Augenmasken, Stoppelbärten und Schiebermützen. [...] Die modernen Panzerknacker sitzen in Maßanzügen in ihren vollklimatisierten Büros oder ganz entspannt in einem Café und saugen anderer Leute Konten mithilfe eines Laptops ab. Das Gleiche gilt auch für Antisemiten. Die treten nicht mehr als SA-Männer auf und schmeißen keine Schaufenster jüdischer Geschäfte mehr ein. Moderne Antisemiten argumentieren subtil: Sie sagen, Israel sei die Weltgefahr Nummer eins, und hinter allem stecke die allmächtige "Israel-Lobby".“²¹

Mit dem Vergleich zwischen Bankräubern und Antisemiten nutzt Broder erneut ein ähnliches Bild wie im Mittelteil des Artikels, wo er den Antisemiten mit einem Dieb vergleicht; wieder setzt er auf die Anschaulichkeit seines Beispiels. Der Unterschied zur vorherigen Argumentation ist, dass es nun genau die Analogie herausarbeitet, die für ihn darin besteht, dass der Antisemit sich genauso wie der Bankräuber heute anders verhält als früher. In der Äußerung, dass keiner sich einen Bankräuber mehr so vorstellt, wie sie früher gezeichnet wurden, steckt implizit die Erwartung, dass auch die Vorstellung des Antisemiten sich ändern muss, also dass die Kategorie Antisemit genau wie die Kategorie Bankräuber neu definiert werden muss, um die heutigen Vertreter dieser Kategorie darunter subsumieren zu können. Diese Neudefinition des Antisemitismus ist ein wichtiges *Telos* (Ziel) des Artikels, viel wichtiger als der Nachweis, dass Augstein Antisemit ist. Damit ist das *Telos* eng verbunden mit der Feststellung von Kahneman, dass in manchen Situationen die Stereotype falsch sind, aus denen sich die Kategorie der Repräsentativitätsheuristik bildet. Broders Hinweis, dass der Antisemitismus nicht nur Randgruppen betrifft, fügt sich nahtlos in dieses Ziel der Neudefinition des prototypischen Antisemiten ein und zeigt zugleich, wie die Basisrate in einer Argumentation verwendet werden kann. Noch enger mit der Repräsentativitätsheuristik zusammen hängt das zweite Ziel von Broder:

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd.

Es geht darum, einen Konsens zu etablieren, in dem jemand, der sich antisemitisch äußert, als Antisemit gilt.

Die Annahme, dass das Auftreten der Repräsentativitätsheuristik in der Argumentation dem Thema geschuldet ist, liegt nahe. Wenn über Rassismus (oder allgemein über Diskriminierung) diskutiert wird, geht es häufig darum, wie man den Zusammenhang zwischen einer Person, die eine (möglicherweise) diskriminierende Äußerung macht, und der Diskriminierung an sich herstellt; das heißt auch, inwieweit man die Person von der diskriminierenden Äußerungen, die man ablehnt, trennen kann. Diese Debatte ist durchaus aktuell: zuletzt wurde sie geführt, als es darum ging, die Frage zu beantworten, ob sich Politiker mit Pegida-Demonstranten unterhalten sollen. Die Entscheidung hing nicht zuletzt davon ab, ob in der *narratio* zwischen den Bürgern, die man „davor bewahren [kann], sich von der Demokratie abzuwenden“²², und den „Ausländer- und islamfeindlichen Stimmungen“²³, denen man entgentreten muss, unterschieden wurde, oder ob es um die „Rassisten von Pegida“²⁴ ging; also davon, wie konsequent die Repräsentativitätsheuristik angewendet wurde. Somit scheint die Frage nach der Verbindung zwischen diskriminierenden Äußerungen und der Person, von der diese diskriminierenden Äußerungen stammen, ein gesellschaftlich relevantes Thema zu sein.

Ob dagegen die Repräsentativitätsheuristik auch in anderen Argumentationen bedeutsam sein kann, müssen weitere Forschungen zeigen. Jedenfalls konnte gezeigt werden, dass sich Denkweisen, die aus der kognitiven Psychologie bekannt sind, auch in öffentlichen Debatten wieder finden lassen, wo sie als Grundlage der Argumentation dienen.

²² Ludwig Greven: Pegida darf nicht ausgegrenzt werden. Zeit Online. 20.01.2015.

<http://www.zeit.de/politik/2015-01/pegida-politik-dialog>, 13.04.2015.

²³ Ebd.

²⁴ Simon Teune: Kolossale Bühne für die Rassisten von Pegida. Süddeutsche Zeitung Online. 28.01.2015. <http://www.sueddeutsche.de/politik/kritik-an-politik-und-medien-kolossale-buehne-fuer-die-rassisten-von-pegida-1.2322788>, 13.04.2015.

Literatur

Primärliteratur

Broder, Henryk M.: Die modernen Antisemiten argumentieren subtil. Welt Online. 08.01.2013.

<http://www.welt.de/debatte/henryk-m-broder/article112561269/Die-modernen-Antisemiten-argumentieren-subtil.html>, 12.04.2015

Broder, Henryk M.: Günter Grass – Nicht ganz dicht, aber ein Dichter. Welt Online. 04.04.2012.

<http://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article106152894/Guenter-Grass-Nicht-ganz-dicht-aber-ein-Dichter.html>, 12.04.2015.

Greven, Ludwig: Pegida darf nicht ausgegrenzt werden. Zeit Online. 20.01.2015. [http://](http://www.zeit.de/politik/2015-01/pegida-politik-dialog)

www.zeit.de/politik/2015-01/pegida-politik-dialog, 20.01.2015.

Teune, Simon: Kolossale Bühne für die Rassisten von Pegida. Süddeutsche Zeitung Online. 28.01.2015.

<http://www.sueddeutsche.de/politik/kritik-an-politik-und-medien-kolossale-buehne-fuer-die-rassisten-von-pegida-1.2322788>, 13.04.2015.

Sekundärliteratur

Kahneman, Daniel: Schnelles Denken, langsames Denken. Aus dem amerikanischen Englisch von Thorsten Schmidt. 18. Auflage. München: Siedler 2012.

Korge, Johannes: Gysi und Klöckner verteidigen Augstein gegen Antisemitismus-Vorwurf. Spiegel Online. 03.01.2013.

<http://www.spiegel.de/politik/deutschland/gysi-und-kloeckner-verteidigen-augstein-gegen-antisemitismus-vorwurf-a-875610.html>, 12.04.2015.

Müller, Lothar: Ausweitung der Kampfzone. Süddeutsche Zeitung. 05.01.2013. <http://www.sueddeutsche.de/kultur/jakob-augstein-auf-antisemiten-liste-ausweitung-der-kampfzone-1.1565581>, 12.04.2015.

Six, Bernd: Basisraten. In: Lexikon der Psychologie. Hrsg. von Wenninger, Gerd. Bd. 1. A bis E. Heidelberg / Berlin: Spektrum 2000, S. 181-182.

Städtler: Thomas: Lexikon der Psychologie. Wörterbuch – Handbuch – Studienbuch. Kröners Taschenausgabe; Bd. 357. Stuttgart: Kröner 1998.

2012 Top Ten Anti-Semitic/Anti-Israel Slurs. Simon Wiesenthal Center. http://www.wiesenthal.com/atf/cf/%7B54d385e6-f1b9-4e9f-8e94890c3e6dd277%7D/TT_2012_3.PDF#.UQp7Oz35Osg, 12.04.2015.

Die Geburt der ‚Hermeneutik des Subjekts‘ Foucaults aus dem Geist der Krise



Philipp Roggenkamp
studiert Philosophie und
Soziologie.



Besonderes Interesse hat er an Erkenntnis, Ästhetik- und Rechtskonzeptionen der Moderne, der Kritik ihrer Ideologie, sowie an ihren falschen pathologischen und pseudokritischen Reflexen, die sich im schlimmsten Falle in wahnhaften Antisemitismus und in Rassismus zeigen. Letzteres „Interesse“ zielt vor allem auf die Aufhebung seines Gegenstandes und seiner gesellschaftlichen Grundlagen.

„Die Schicksalsfrage der Menschenart scheint mir zu sein, ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden.“

Sigmund Freud¹

Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte der Emanzipation seiner selbst von der Natur, die er beherrscht und formt, sie also nur noch durch ihn hindurch erscheint und somit auch eine Erkenntnis seiner selbst und seiner Grundlage – der Natur – nur durch ihn begrenzt werden kann. Philosophie ist die begriffliche Reflexion auf diesen Umstand. Denn: „[...] [Der] Weg zur Wissenschaft [oder Erkenntnis ist] selbst schon Wissenschaft [...] der Erfahrung des Bewu[ss]tseins.“² Das heißt, dass es einen spekulativen Wissenschaftsbegriff geben kann, in dem Begriff und Gegenstand identisch wären. Auf dem Weg dorthin ist in der Wissenschaft die Darstellung von historischen Bewusstseinsgestalten, die immanent kritisiert, sich selbst aufheben. Im Hegelschen System ist das Ende das absolute Wissen, was sich zugleich in all seinen Erscheinungen realisiert, also wirklich wird. Marx rechnet dies Hegel hoch an, wenn er schreibt: „Was die andern Philosophen [taten] – da[ss] sie einzelne Momente der Natur und des menschlichen Lebens als Momente der Natur und des menschlichen Lebens als

Momente des Selbstbewu[ss]tseins und zwar des abstrakten Selbstbewu[ss]tseins fassen, das weiß

¹ Freud 1930, S. 270.

² Hegel 1807, S. 80.

Hegel als das [Tun] der Philosophie. Darum ist seine Wissenschaft absolut.³ Der Lob und der Vorwurf Marxens gegen Hegel ist also gleichermaßen, dass er zwar den Menschen als sich durch Arbeit selbsterzeugendes Wesen erkennt, dabei stets aber Arbeit der Philosophie oder des Geistes und deren sie vollziehenden Subjekte bleibt.⁴ Im Kapitalismus, wie er sich seit der Renaissance als allgemeine Produktions- und Gesellschaftsform durchsetzte, ist diese (konkrete) Arbeit aber nur noch als abstrakte Arbeitskraft interessant, weil sie Existenzbedingung des Kapitals, als zentrale Grundlage der herrschenden Gesellschaft, ist.⁵ Von den Individuen, die sie vollbringen, muss notwendig abstrahiert werden. Sie werden Rechtssubjekte, die als Warenhüter Waren, die nicht selbst gehen können, zum Markt tragen.⁶

Wie Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* hellsichtig feststellen, liegt genau darin das Problem, dass sich das Selbst nur durch Selbstaufgabe erlangen kann.⁷ Sich aus seinem Naturzusammenhang herauszuschälen vermag es nämlich nur, indem es seine eigene Naturhaftigkeit verleugnet und sich und die Natur durch Arbeit verdinglicht, die historisch nur noch als abstrakte Arbeit, der Möglichkeit zur Veräußerung von austauschbarer Arbeitskraft benötigt wird, auftritt. Der Modus des Erkennens ist dem folgend (auch bei Hegel schon) einer, der nicht gänzlich in *positiven* Begriffen erfasst werden kann, weil er sich gegen seine Gegenstände verselbständigt hat. Das ist das, was Marx im *Kapital* den *Warenfetisch* der Gesellschaft nannte.⁸ Sobald gesellschaftlich in Waren- und Wertform und in der der kapitalistischen Produktionsweise zugehörigen Form von Arbeit produziert wird, schließt sich die Gesellschaft zu einer geschlossenen Totalität zusammen, die aber *an-sich* eine immanent widersprüchliche ist und nur als diese bestehen kann, aber als *identische* erscheint. Jegliche Wissenschaft, Philosophie und Kunst ist Teil dieses Prozesses der sich durch Arbeit vollziehenden Verdinglichung, da sie nur als Ware auftreten können, treten sie nur als sinnlich übersinnliche Dinge auf.⁹ Das heißt, dass sich die Denkformen, die die Gesellschaft hervorbringt nicht durch das Behaupten der Möglichkeit einer anderen Form ändern können, sondern sich stets nur in Identität

³ Marx 1844, S. 293 – Hervorh. i. O.

⁴ Vgl. ebd., S. 292.

⁵ Vgl. Marx 1867, S. 184.

⁶ Nichts anderes vollzieht sich in der Hegelschen Rechtsphilosophie als Reflexion auf die Französische Revolution, wenn sich das Individuum sowohl als *citoyen* (Rechtssubjekt) als auch als *bourgeois* (Warenhüter) konstituiert. Siehe: Hegel 1821, S. 339f. Zum Problem der negativen Identität von Warenhüter und Rechtssubjekt siehe außerdem: Scheit 2004, S. 44ff.

⁷ Vgl. Horkheimer/Adorno 1947, S. 53.

⁸ Vgl. Marx 1867, S. 90.

⁹ Vgl. ebd., S. 85. Als auch: Marx 1844, S. 264.

mit ihrem Nicht-Identischen vorwärts bewegen. In diesem *krisenhaften* Fortwälzen transformieren sich die Formen aber nicht nur einfach zum Gleichen mit anderen Vorzeichen, sondern transzendieren sich selbst. Denn die Widersprüchlichkeit, die als Motor des Fortschreitens auftritt, ist in Verstandeskategorien nicht aufzulösen, sondern nur als vernünftiger Begriff, der sich geschichtlich notwendig in Freiheit vereint. Die Voraussetzung dafür ist jedoch der Vollzug der Kritik durch die Antizipation des möglichen Anderen aus den Formen der Gesellschaft selbst und nicht deren Affirmation durch dasselbe Denken und Handeln. Für ein solches affirmatives Denken steht das (des späten) Michel Foucaults, was der Nachgang entwickeln wird.

Die Subjekte der Moderne sind egal wo sie auftreten, ob in der Familie, der Öffentlichkeit, der Wissenschaft usf. immer nur die personifizierten Kategorien ihrer gesellschaftlichen Totalität, die sich an konkreten Individuen darstellen und an ihnen handeln. Um das einzelne Individuum geht es der Subjektform aber keineswegs. Es ist stets nur Darsteller seines eigenen Charakters in der gesellschaftlichen Tragödie.

Foucault hegt gegen eben jenen Subjektbegriff Aversionen, wenn er feststellt, dass dieser einen Begriff der Sorge destruiert habe. Konkret besteht dieser Vorgang darin, dass der *cartesianische Moment* eine Seite des abendländischen Denkens entschieden habe, die seit je her in ihm angelegt seien. Um diese beiden zu benennen: Der cartesianische Moment rehabilitiert das delphische „Erkenne dich selbst“, gegenüber der Praxis der Selbstsorge.¹⁰ In der attischen Antike seien beide Möglichkeiten noch gleichberechtigt nebeneinander möglich gewesen, bspw. im Werk Platons, in welchem es laut Foucault durchaus Erkenntnis (und auch die mit ihr verbundene Staatsformen) und Sorgepraxis gegeben habe. Letzteres sieht er vor allem im frühplatonischen Dialog *Alibiades* gegeben.¹¹ In der anschließenden Geschichte habe sich vor allem im Stoizismus und im Epikureismus eine Tradition der Sorge verwirklicht. Die Vorlesungen plätschern nach dieser Feststellung vor sich hin und zeigen bis zur Renaissance und der Neuzeit wo überall Gruppen und Schulen einer Philosophie der Sorgepraxis aufgetaucht seien und wie diese praktiziert haben. Im Denken Descartes‘ muss schlüssiger Weise für Foucault die Hinwendung *in toto* zu etwas liegen, was in der Antike seiner Ansicht nach wenigstens teilweise klein gehalten werden konnte – selbstreflexive Erkenntnis. Als paradigmatisch für diese Einschränkung des *Diskurses* steht für Foucault der cartesianische Zweifel. Unabhängig davon, dass Descartes bekanntlich am Ende

¹⁰ Vgl. Foucault 1981/82, S. 31.

¹¹ Vgl. ebd., S. 46-63.

seiner Meditationen doch den *ontologischen Gottesbeweis* affirmiert, so stellt er doch erstmals in der Philosophie der Neuzeit, in der sich auch die Durchsetzung des Wertgesetzes vollzieht, fest, dass das Prinzip, was die Substanz der Wahrheit ist, ebenso das täuschende Prinzip darin ist.¹² Mit dem danach auftretenden *cogito* als *conditio sine qua non* für Erkenntnis reflektiert Descartes die sich vollziehende gesellschaftliche Totalität in Form von Aufklärung, Säkularisierung, Durchsetzung des Wertgesetzes. Für Foucault jedoch ist hier eine Macht am Werke, die den gesellschaftlichen Diskurs einschränkt. Für Foucault erscheint dieser Vorgang, der sich stets an der einzigen vernünftigen Form in der warenproduzierenden Gesellschaft orientiert – nämlich der als Selbstzweck auftretenden Selbstverwertung des Werts¹³ – als Ausschlussmechanismus des Diskurses, der entscheidet, was vernünftig und was wahnsinnig ist.¹⁴

Foucault möchte eine Form des Denkens zurückerlangen, in welchem diese „Einheit von Denkform und Gesellschaftsform“ (Alfred Sohn-Rethel) scheinbar noch nicht gegeben ist, in welchem das Subjekt, was bei ihm wie alle Begriffe reine nominale Setzung bleibt, sich um sich und andere kümmern kann und so ganz bei sich selbst ist. In dieser Feststellung wird ebenfalls deutlich, dass Foucault die Gesellschaftsform, die sich mit dem Aufkommen der Moderne realisiert, ablehnt, aber sie nicht aufheben möchte, sondern hinter sie zurück, wo ihm selbige noch rosiger erscheint, gehen will. Der 1651 (zehn Jahre nach René Descartes' *Meditationen*) erschienene *Leviathan* Hobbes' legitimiert einen Begriff moderner Souveränität, der sich scheinbar durch einen rationalen Vertrag begründet und so Frieden innerhalb eines staatlichen Territoriums gewährleisten soll. Es ist nicht wichtig zu ergründen, was zuerst da war: der Staat oder das Kapital. Festzuhalten bleibt aber: „In der Geschichte des westlichen Abendlandes tauchten [...] mit dem Beginn der Neuzeit jedenfalls Menschen auf, denen es gelang, Geld in Kapital zu verwandeln. Diese fanden mit dem Staat eine Institution vor, die [...] zu schwach war, ihrem Treiben, [das] einer wundersamen Geldvermehrung glich, die Grenzen zu setzen, die zuvor jeder Staat einem solchen Treiben gesetzt hätte, die aber umgekehrt von diesen ersten Kapitalisten auch gebraucht wurde, damit sie ihren Geschäften nachgehen konnten.“¹⁵ Dieser Umstand, der in jenem *Leviathan*

¹² Vgl. Descartes 1641, S. 37f.

¹³ Vgl. Marx 1867, S. 167. Dieser autopoietische Prozess der Selbstverwertung des Werts als Kapital ist nur als Subjekt zu verstehen, nämlich als „automatisches Subjekt“ (ebd., S. 169), welches sowohl Warenhüter, als auch Rechtssubjekte benötigt. Diese Formel ist als materialistische Umformulierung des Hegelschen Satzes, der besagt, dass „die Substanz wesentlich Subjekt [und damit auch Geist] ist“ (Hegel 1807, S. 28), zu begreifen.

¹⁴ Vgl. Foucault 1970, S. 11f.

¹⁵ Dahlmann 2014, S. 26f. Wie eben jene Form von Souveränität oder Souveränität überhaupt mit Abstraktion und Wahrheit zusammenhängt, hat Manfred Dahlmann in einem Vortrag dargelegt: Dahlmann 2016.

reflektiert wird, macht es möglich, dass die genannte Subjektform der Moderne, die notwendig vom empirischen Individuum abstrahiert ist, sich realisiert. Diesem geht einher, dass es sich aus der Familie oder familienähnlichen, sippenhaften Zusammenhängen herauschälen kann. Denn: „Das Recht der Herrschaft durch Zeugung ist das welches die Eltern über ihre Kinder haben und wird elterlich genannt.“¹⁶ Diese Herrschaft vollzieht sich vor allem im „reinen Naturzustand“, in dem kein Souverän seine Herrschaft dieser elterlichen entgegensetzt.¹⁷ Die Familie stellt also seit Beginn der Moderne schon immer ein Zwitterwesen dar, in dem sowohl das Gesetz der Eltern herrscht, als auch das des Souveräns und die dort gegeneinander wirken. In der emphatischen Diskussion hellenistischer Kreise, in der sich das Individuum scheinbar selbst verwirklichen kann, weil es von äußerlichen Einflüssen isoliert scheint und nur unter dem Daumen seiner Anführer steht, könnte man als eine intellektuelle Legitimation für die von Foucault in der iranischen Revolution entdeckten und für fortschrittlich gehaltene Kreise um Khomeini und deren politisches Programm nehmen.¹⁸ Das in einer Zeit ausgesprochen, in der es schien, als ob nicht nur eine bestimmte Möglichkeit von Gesellschaft in die Krise geraten war, „sondern alle Möglichkeiten“ nicht mehr möglich erschienen,¹⁹ kommt einer Forderung gleich den Hobbesschen Naturzustand zu rehabilitieren. Dort waren die Individuen zwar frei von souveräner Herrschaft, aber auch von deren Schutz vor unvermittelter Gewalt durch Familie oder einer anderen, die die eigene auf Grund von Streit oder ähnlichem angreift, aber auch frei von ihrer negativ bestimmten Subjektform. Gegen jene Subjektform, vor allem im Hegelianismus, Marxismus und der Psychoanalyse sieht es Foucault vor vorzugehen, weil in allen „die Frage nach dem Sein des Subjekts, danach, was das Subjekt sein mu[ss], um Zugang zur Wahrheit zu haben, und die dazugehörige gegenläufige Frage, was vom Subjekt sich durch den Zugang zur Wahrheit verändern kann“²⁰ gestellt wird. Was Foucault richtig bemerkt, ist, dass es auf das Einzelne Individuum nicht ankommt und auch nicht ankommen kann. Die Voraussetzung, dass es auf es

¹⁶ Hobbes 1651, S. 156.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 156f.

¹⁸ Vgl. Foucault 1978, S. 41. In der Projektion von reiner Identität auf beiderlei Kreise versucht Foucault die Subjektspaltung (seiner Zeit) zu verdrängen. Dass Angehörige beider Kreise ebenfalls auch nur schwer ein *reines Eins* sein können, kann hier nicht entfaltet werden, muss aber für die Stichhaltigkeit angenommen werden. Es bleibt festzuhalten, dass Foucault das Objekt ohne Subjekt haben möchte (vgl. Foucault o. D., S. 349f.), was sobald *jemand* das Objekt denkt, aber einer Unmöglichkeit gleicht, wie das erste Kapitel der *Phänomenologie des Geistes* zeigt. Siehe: Hegel 1807, S. 82-92.

¹⁹ Vgl. Hobsbawm 1995, S. 26.

²⁰ Foucault 1981/82, S. 50 Dieser Reflex, aufgrund von unbewusster Gleichsetzung von schlechter Gesellschaft und der sie wenigstens transzendierenden und nicht hinter sie zurückfallenden Gedankenform, Hegel und das an ihn anknüpfende Denken zu entsorgen, findet sich bereits in der *Ordnung des Diskurses* (vgl. Foucault 1970, S. 45).

ankommen könnte, ist aber nicht die Aufgabe der mit ihm verwobenen Subjektform, sondern die Aufhebung seiner gesellschaftlichen Grundlagen, in welcher Individuen nur als Rechts- und Warenmonaden – eben Subjekten – auftreten. Zwar mag es so scheinen, als ob familienähnliche Strukturen das Individuum mehr zur Geltung brächten, weil es sich fern ab von Warentausch etc. „mit Seele, Leib und Leben“²¹ als reines Eins, nicht als Identität von Nichtidentischem, was ihrer Subjektform entspricht, gebraucht fühlen kann.

Foucault (seine theoretischen Erben mit eingeschlossen) sind also Ausdruck eines (positiven) Denkens, dass zum Einen von jeglichen realen Begriffen, die den Gegenständen immanent abgerungen werden müssen, weil es sich hier um Metaphysik handele, absieht und zu dadurch keine Begriffe wie „Substanz“, „Wahrheit“ usf. mehr anerkennen möchte, weil jegliches Denken immer schon von machtbesetzten Diskursen strukturiert sei und deshalb den Zugang dazu versperre. Für ein Denken, was über „mystischen Hokuspokus“ aufklärt, kann die Marxsche Kritik und die an ihr anknüpfende Kritische Theorie genommen werden. Diese klärt Denken als Ausdruck gesellschaftlicher Totalität über ihre historische Bestimmtheit auf und sucht sich selbst als in Einheit mit dieser Gesellschaft hervorgebrachte Theorie gemeinsam mit ihren Gegenständen aufzuheben – unnötig zu machen. Für nichts anderes steht die *Dialektik der Aufklärung* und ihre *petitio principii*: „[...] [D]ie Freiheit in der Gesellschaft [ist untrennbar] vom aufklärenden Denken [...]. Jedoch glauben wir, genauso deutlich erkannt zu haben, da[ss] der Begriff eben dieses Denkens, nicht weniger als die konkreten historischen Formen, die Institutionen der Gesellschaft, in die es verflochten ist, schon den Keim zu jenem Rückschritt enthalten der heute überall sich ereignet. [...] Indem die Besinnung auf das Destruktive des Fortschritts seinen Feinden überlassen bleibt, verliert das blindlings pragmatisierte Denken seinen aufhebenden Charakter, und darum auch die Beziehung auf Wahrheit.“²² Foucault schreibt bspw. dem Hegelschen Geistbegriff aber einfach einen vermittelnden Machtbegriff als hinzukommendes Drittes zu und verbleibt, obwohl er es um alles in der Welt loswerden wollte, im Hegelschen Denken, jedoch auf weit niedriger Stufe: nämlich ohne Totalitätsbegriff und ohne selbstreflexive Dialektik,²³ auf der Seite des Dinges an sich, über das sich keine Aussagen machen lassen. Dieses Ding an sich ist die *Eigentlichkeit*, die aber nicht erscheint, sondern nur projiziert wird, an die sich

²¹ Vgl. Scheit 2006/07, S. 48.

²² Horkheimer/Adorno 1947, S. 3.

²³ Genau das begründet das merkwürdige Verhältnis zu Hegel zwischen stärkster Ablehnung und diffuser Affirmation. Siehe: Foucault 1981/82, S. 594).

Foucault oder andere Pfaffen der Traurigkeit in Praxis lustvoll anschmiegen möchte, da seine Erkenntnis und damit auch seine Aufhebung nicht zu machen seien und somit seine Schlechtigkeit anzunehmen und nicht zu ändern seien.²⁴ Bei Foucault heißt das nur konsequent: „Einübung des Todes“.²⁵ Diese Einübung des Todes ist das vereinheitlichende Moment, was jegliche Kritik in emanzipativer Absicht verunmöglicht, weil sie nur Stillstand und Rückschritt evoziert. Foucault vereinheitlicht das immanent Nicht-Identische und führt es sogar hinter sich zurück. Die herrschende Gesellschaft transzendiert „die von dieser entwickelte Potentialität“, als auch „das, was nicht recht in die historischen Bewegungsgesetze hineinpa[ss]te“²⁶, bspw. als nicht mehr spekulative Wissenschaft, in der das Individuum keinen Platz hat.

Das von Freud gehoffte Gelingen des Prozess der „Kulturentwicklung“ benötigt für eben jene Entwicklung adäquate Begriffe des falschen Ganzen²⁷ um sie selbst zu transzendieren. Die Abschaffung der Begriffe, nur aus dem Unbehagen gegenüber dem Allgemeinen und Abstrakten, ist die schlimmste aller Ideologie – deutsche Ideologie²⁸ und Foucault damit ein Meister deutscher Krisenbewältigung.

²⁴ Vgl. Adorno 1964, S. 456.

²⁵ Foucault 1981/82, S. 564.

²⁶ Adorno 1951, S. 172.

²⁷ Vgl. ebd., S. 55.

²⁸ Vgl. Gruber/Lenhard 2011, S. 9.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1951): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 4. 8. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2012.
- Adorno, Th. W. (1964): *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie*. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 6. 7. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2015. S. 413-526.
- Dahlmann, Manfred (2014): „Die Subjekte der politischen Ökonomie“. In: *sans phrase* 5/2014. S. 15-40.
- Dahlmann, M. (2016). „Was ist Wahrheit? Was materialistische Kritik?. Vortrag gehalten am 16. Dezember 2009“. In: *sans phrase* 9/2016. S. 226-246.
- Descartes, René (1641): *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*. Lateinisch-Deutsch. Hg. v. Lüder Gäbe. Hamburg: Felix Meiner 1959.
- Foucault, Michel (1970): *Die Ordnung des Diskurses*. Übers. v. Walter Seitter. 13.-15. Tausend. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1997.
- Foucault, M. (1978): „Wovon träumen die Iraner?“. Übers. v. Michael Bischoff. In: Ders.: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Hg. v. Daniel Defert & François Ewald. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007. S. 38-45.
- Foucault, M. (1981/82): *Hermeneutik des Subjekts, Vorlesungen am Collège de France (1981/82)*. Übers. v. Ulrike Bokelmann. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009.
- Foucault, M. (o. D.): „Cogito“. In: Ders.: *Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode*. Hg. v. Daniel Defert & François Ewald. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009. S. 349-350.
- Freud, Sigmund (1930): *Das Unbehagen in der Kultur*. In: Ders.: Studienausgabe. Hg. v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards, James Strachey. Bd. 9. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1974. S. 191-270.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1807): *Phänomenologie des Geistes*. In: Ders.: Werke. Redaktion Eva Moldenhauer & Karl Markus Michel. Bd. 3. 13. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2014.

- Hegel, G. W. F. (1821): *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*. In: Ders.: Werke. Redaktion Eva Moldenhauer & Karl Markus Michel. Bd. 7. 13. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2013.
- Hobbes, Thomas (1651): *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*. Übers. v. Walter Euchner. Hg. v. Iring Fetscher. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989.
- Hobsbawm, Eric (1994): *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. 1. Aufl. München, Wien: Carl Hanser 1995.
- Horkheimer Max / Adorno Theodor W. (1947): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. 21. Aufl. Frankfurt a. M.: S. Fischer 2013.
- Gruber, Alex / Lenhard, Philipp (2011): „„Deutsche Ideologie“: Von Stirner zum Poststrukturalismus. Einleitung“. In: Dies. (Hg.): *Gegenaufklärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft*. 1. Aufl. Freiburg i. B.: ça ira 2011. S. 7-28.
- Marx, Karl (1844): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*. In: Marx, Karl / Engels Friedrich: Gesamtausgabe. Abteilung I. Bd. 2. Berlin: Akademie Verlag 1982. S. 189-322.
- Marx, K. (1867): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*. Frankfurt a. M.: Marxistische Blätter 1976. [Text- und Seitenidentisch mit: Marx, Karl / Engels, Friedrich: Werke. Bd. 23. Berlin: Dietz 1962.]
- Scheit, Gerhard (2004): *Suicide Attack. Zur Kritik der politischen Gewalt*. 1. Aufl. Freiburg i. B.: ça ira 2004.
- Scheit, G. (2006/07): „Die Wohlfahrt der Rackets. Über den Unterschied von Solidarität und Verbrechen“. In: *Bahamas* 51/2006,07. S. 47-48.

Das ewige Modell?



Milena Sigler

studiert Soziologie und Empirische Kulturwissenschaften.



Findet das Thema wichtig, weil es kaum zu fassen ist, wie den Opfern des NS-Regimes auch noch nach dessen Ende so lange die Anerkennung ihres Leidens verwehrt blieb.

Das Konzentrationslager Dachau vor und nach 1945

*Zwei Anmerkungen zur Reflexion von Tätersprache: Ich verwende in meinem Essay nicht den Begriff ‚Häftling‘, weil der Begriff zum einen vonseiten der NS-Herrschaft eine Rechtsstaatlichkeit vortäuscht, die nicht existierte, und zum anderen impliziert, dass tatsächlich eine Straftat vonseiten der Gefangenen begangen wurde. Der von mir stattdessen verwendete Begriff ‚Gefangene*r‘ hingegen ist in Bezug auf die Gefangenen wertneutral, da er als passiver Begriff nichts über die Person aussagt, sondern nur die Tatsache der Inhaftierung beinhaltet. Außerdem halte ich es für richtig, das Wort ‚Konzentrationslager‘ nicht wie üblich mit KZ abzukürzen, sondern mit KL. KL ist die logische und ursprünglich etablierte Abkürzung von ‚Konzentrationslager‘, als diese noch der SA unterstanden. Erst als die SS die Leitung der Konzentrationslager übernahm, verwendete sie die*

Abkürzung KZ, um sich von den Lagern der SA abzugrenzen und weil KZ schärfer klingen sollte¹.

Über das Konzentrationslager Dachau ist schon viel geschrieben worden, und das zu Recht. Worüber allerdings viel weniger bekannt ist, ist das *ehemalige* KL, also das Gelände, auf dem das KL errichtet wurde. Der Umgang mit den Stätten des NS-Terrors sagt viel aus über den Umgang mit Reue und Schuld vonseiten der deutschen Regierung, denn das Leiden der Opfer ging nach der Befreiung der KL mit dem Ringen um Anerkennung weiter. In Dachau war der Weg zur

¹ Eugen Kogon: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager. Frankfurt 1959. S. 34.

Gedenkstättenbildung lang, mühsam und von Rückschlägen gekennzeichnet. In diesem Essay will ich daher der Frage nachgehen, inwiefern der Umgang mit dem ehemaligen KL Dachau exemplarisch ist für den Umgang mit ehemaligen KL, genauer gesagt, den anderen drei großen ehemaligen KL in Westdeutschland, Flossenbürg, Bergen-Belsen und Neuengamme.

Befassen wir uns erstmal mit dem KL Dachau zwischen 1933 und 1945. Gleich zu Beginn der NS-Herrschaft 1933 wurden die ersten KL zur Unterdrückung und Isolation Andersdenkender errichtet. Diese KL waren im Vergleich mit den späten KL aber noch nicht einheitlich organisiert² und die meisten von ihnen wurden, nach der Einschüchterung der politischen Gegner, auch bald wieder geschlossen. Das KL Dachau bei München wurde am 21. März 1933 als eines von vielen anderen frühen KL eröffnet. Zu Beginn unterstand das Lager noch der Polizei, unter deren Führung keine Misshandlungen der Gefangenen dokumentiert wurden. Am 1. April 1933 wurde Himmler zum politischen Polizeikommandeur ernannt, wodurch er gleichzeitig Führer der Polizei und der SS wurde. Bereits einige Tage später hielt die erste SS-Mannschaft in Dachau Einzug, und damit begann auch sofort die Misshandlung der Gefangenen. Das KL Dachau wurde praktisch zum rechtsfreien Raum. Lagerkommandant Theodor Eicke entwickelte dort in Eigenregie Organisationsstrukturen wie die „Disziplinar- und Strafordnung für das Gefangenenlager“, die das Verhalten im KL regelte. Sie verbot jede Form der „Meuterei“, „Aufwiegelei“ und „Sabotage“ unter Todesstrafe,³ enthielt absurde Strafen für geringste Vergehen und erlaubte bei Flucht sofortigen Schusswaffengebrauch. Eicke entwickelte auch die formale Organisation der Lagerleitung mit Funktionshäftlingen,⁴ das Konzept der Außenlager, die den Stammlagern unterstanden, und die Hierarchie der Gefangenen nach dem Grund ihrer Inhaftierung, die ihre Überlebenschancen ganz bedeutend mitbestimmte.

Damit war das ‚Dachauer Modell‘ geboren und diente als Vorlage für die Entstehung weiterer, später errichteter KL. Zwischen den verschiedenen KL fand ein reger Personalwechsel statt, sodass die Verhältnisse sich in den verbliebenen Lagern bald ähnelten.⁵ So gut wie alle Kommandanten der späteren KL gingen dabei durch die ‚Dachauer Schule‘ unter Eicke, in der ihnen alle menschlichen Regungen gegenüber den Gefangenen abtrainiert wurden.

² Siehe Johannes Tuchel: Frühe Lager. In: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 1: Die Organisation des Terrors. München 2005, S. 43-57, hier S. 46f.

³ Günter Morsch: Organisations- und Verwaltungsstruktur der Konzentrationslager. In: Benz/Distel 2005, S. 58-75, hier S. 61.

⁴ Ebd., S. 58-75.

⁵ Baganz 2008, S. 39f.

Angesichts der beschriebenen ‚Dachauer Schule‘ und des Modellcharakters können wir an dieser Stelle festhalten, dass das KL Dachau nicht nur *ein* typisches KL war, sondern *das* typische KL. Uns interessiert nun im Folgenden, wie es nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes weiterging. Was geschah auf dem Gelände des ehemaligen KL? Direkt nach der umkämpften Befreiung des KL Dachaus am 29. April 1945 durch amerikanische Soldaten begannen die ehemaligen Gefangenen, die Soldaten und Dachauer Bürger*innen gemeinsam damit, das Lager aufzuräumen, um Seuchen zu verhindern.⁶ Das bereits kurz vor der Befreiung gegründete Häftlingskomitee Comité International de Dachau (CID) rief das Gelände des ehemaligen KL zur „autonomen Republik Dachau unter amerikanischem Protektorat“ aus⁷ und übernahm die Selbstverwaltung, bis die letzten ehemaligen Gefangenen im Juni 1945 entlassen werden konnten. Danach ging das Gelände in die Zuständigkeit der amerikanischen Besatzung über. Ab Anfang Juli 1945 wurden auf dem Gelände des ehemaligen KL SS-Angehörige, NS-Funktionäre und deutsche Kriegsgefangene interniert. Die amerikanischen Besatzungsmächte verloren aber angesichts des sich bereits abzeichnenden Kalten Kriegs bald das Interesse an der Strafverfolgung der NS-Verbrecher, und so wurde das Internierungslager Dachau am 31. August 1948 aufgelöst und das Bayerische Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung übernahm das Gelände⁸, die angesichts der steigenden Flüchtlingszahlen ein Flüchtlingslager einrichtete. So entstand die „Wohnsiedlung Dachau-Ost“,⁹ die bis 1964 Flüchtlingen ein Zuhause sein sollte.

Man könnte meinen, das Gelände eines ehemaligen Konzentrationslagers sollte anderen Zwecken dienen als der Unterbringung von Flüchtlingen. Dabei erwies sich die Notwendigkeit zur Unterbringung der geflüchteten Menschen noch als Glücksfall, denn in Dachau sollte eigentlich, als hätte es den Nationalsozialismus mitsamt seinem Scheitern nie gegeben, ein „Arbeitslager für asoziale Elemente“¹⁰ entstehen; zu betonen sei hierbei die „Bedeutung der Arbeitslager als Stätten der Umerziehung von arbeitsscheuen Elementen zu willig arbeitenden Menschen“.¹¹

Wie kam es zu dem Ort, wie wir ihn heute kennen – wie verlief der Weg zur Gedenkstättenbildung? Im Herbst 1945 initiierten ehemalige Gefangene die erste Ausstellung samt

⁶ Harold Marcuse: Der mühevolle Weg zur Gedenkstätte 1945-1968. In: Benz/Königseder 2008, S. 163-180, hier S. 164.

⁷ Juliane Wetzel: Die Befreiung des KZ Dachau und der Beginn der jüdischen Selbstverwaltung. In: Benz/Königseder 2008, S. 147-162, hier S. 149.

⁸ Ebd., S. 146.

⁹ Siehe Abbildung 24, 27 und 48, ebd.

¹⁰ Verhandlungen des Bayerischen Landtags, Band 2 (1947/1948), S. 587ff., zitiert nach Marcuse 1990, S. 188.

¹¹ Ebd.

Informationsbroschüre im einstigen Krematorium. Wegen Unstimmigkeiten zwischen den ehemaligen Gefangenen, die die Ausstellung so drastisch und authentisch wie möglich gestalten wollten, und der zuständigen staatlichen Behörde, die Skandaltourismus und die unwiderrufliche Verbindung der Stadt Dachau mit dem KL vermeiden wollte, wurde diese Ausstellung allerdings im Frühjahr 1953 wieder geschlossen.¹² Der Bayerische Landwirtschaftsminister Josef Baumgartner verkündete am 10. August 1955 bei einer Rede auf dem Dachauer Volksfest, dass

„[d]ie Verbrechen der unseligen Nazizeit [...] nicht dadurch wieder gut gemacht werden [können], dass man sich das Krematorium anschaut [...] Das Krematorium muss verschwinden! An einem bestimmten Punkt muss die Diffamierung des Dachauer Landes und seiner Bevölkerung aufhören, denn es kann nicht sein, dass [...] wegen einer unglücklichen Vergangenheit eine ganze Region dauerhaft mit dem KZ-Verbrechen belastet wird.“¹³

Baumgartner erhielt mehrere Minuten Applaus.¹⁴ 1955 beantragte Heinrich Junker, ein Dachauer Landtagsabgeordneter der CSU, die Schließung des Krematoriums, vorgeblich „um den Ruf Dachaus vor Propaganda über Vergasungen zu schützen, aber vermutlich eher, um den Strom der Besucher einzudämmen“.¹⁵ Junker musste den Antrag nach zahlreichen Protesten zurückziehen, doch ließ er alle Wegweiser in Dachau zum Gelände des ehemaligen KL sowie die Originalbeschriftung „Brausebad“ über dem Eingang zur Gaskammer entfernen.¹⁶

Durch kontinuierliche Arbeit und gute Beziehungen im Ausland sowie einem Mentalitäts- durch Generationenwechsel in der deutschen Bevölkerung, gelang es dem CID allmählich, das Gelände des ehemaligen KL Dachau zu einer Gedenkstätte umzuwandeln. 1958 wurden die Wegweiser erneut aufgestellt, für die Wohnsiedlung wurde ein Aufnahmestopp verfügt.¹⁷ 1960 konnte eine Gedenkkapelle für internationale Besucher eingeweiht werden, 1964 wurden mit Zustimmung des CID sowohl die nun geräumten Baracken¹⁸ als auch die 1945 von internierten SS-Männern errichtete Kirche auf dem Appellplatz abgerissen.¹⁹ Zur Veranschaulichung wurden die beiden ersten Baracken wieder aufgebaut und im Wirtschaftsgebäude ein Museum eingerichtet, sodass am

¹² Für eine ausführlichere Darstellung siehe Marcuse 2001, S. 170-185.

¹³ Eigene Übersetzung, zitiert nach: Marcuse 2001, S. 185.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Marcuse 1990, S. 194.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., S. 197.

¹⁸ Marcuse (2001) schreibt hierzu bei Abbildung 28: „Die Bayerische Regierung überzeugte die Überlebenden davon, es wäre zu teuer, zu gefährlich und nicht lohnenswert, die Baracken aus der Lagerzeit zu erhalten, da diese zu stark angepasst worden seien“ [eigene Übersetzung]

¹⁹ Siehe Marcuse 2001, Abbildung 42 und Text.

1. Mai 1965 die Gedenkstätte eingeweiht werden konnte. 1967 wurde eine Synagoge und im selben Jahr auch eine evangelische Kirche auf dem Gelände fertiggestellt. 1968 schließlich wurde das Mahnmal des jugoslawischen Bildhauers Glid Nandor auf dem Appellplatz errichtet.²⁰ Seitdem wird das Gelände des ehemaligen KL Dachau als Denkstätte genutzt.

Wie lief nun der Prozess der Gedenkstättenbildung in den anderen drei großen ehemaligen KL in Westdeutschland, in Flossenbürg, Bergen-Belsen und Neuengamme ab? Allen vier genannten ehemaligen KL ist gemein, dass die Alliierten die freigewordene Lagerfläche aus praktischen Gründen erst einmal für die Internierung bestimmter Personengruppen nutzten: Displaced Persons, Kriegsgefangene und NS-Verbrecher*innen. Mit der Repatriierung der DP, dem Ende der Haft der Kriegsgefangenen und der Verurteilung oder Freilassung der NS-Verbrecher*innen wurden die Flächen abermals frei, diesmal bestand aber meist nicht mehr der unmittelbare Druck zur Weiternutzung des Geländes. Im Zuge der Stabilisierung des Landes durch die Gründung der BRD bzw. ihrer absehbaren Entstehung wurden die Gelände ab 1948 den jeweiligen zuständigen Behörden übergeben. Diese Behörden erkannten die Flächen nicht als historisch authentisch und damit schützenswert an, sondern es sollte vielmehr alle Erinnerung an die ehemaligen KL getilgt werden; nur in kleinen Denkmälern außerhalb der Lager (Bergen-Belsen, Neuengamme) bzw. im Krematorienbereich (Dachau, Flossenbürg) durfte auf Druck der ehemaligen Gefangenen und der ausländischen Öffentlichkeit der Vergangenheit gedacht werden.

Die vorhandenen Gebäude wurden unter deutscher Führung nach Nutzen-Abwägung wirtschaftlich genutzt: In Dachau wurde eine Flüchtlingssiedlung, in Neuengamme ein Gefängnis und in Flossenbürg eine Siedlung für die Arbeiter des weiterhin betriebenen Steinbruchs errichtet, nur Bergen-Belsen blieb in britischer Hand, doch ließ auch diese Hand Gras über das Gelände des ehemaligen KL wachsen. In den 1950ern und frühen 1960ern stand die BRD vonseiten der Regierung ganz unter dem Motto des Vergessens, Verdrängens und Verschleierns.²¹

Beim Vergleich des Umgangs mit den verschiedenen ehemaligen KL fällt vor allem auf, dass in Dachau noch deutlich früher als in den anderen großen KL-Hauptlager der BRD komplette würdige²² Denkstätten mit Dauerausstellung eingerichtet wurden. Die Entstehung des

²⁰Marcuse 2001, S. 259-261.

²¹ Siehe „Phase der Vergangenheitspolitik“ in der Analyse von Norbert Frei: 1945 und wir. Das dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen, München 2009, S. 45-49.

²² In Bergen-Belsen gab es bereits früher eine Denkstätte, diese ist aber nicht von ehemaligen Gefangenen umgesetzt und orientierte sich auch nicht an ihren Wünschen. Ihre Intention war mehr die des Vergessens und Vertuschens als die des Gedenkens.

Flüchtlingslagers auf dem Gelände des ehemaligen KL Dachaus stellte sich so als glückliche Fügung für die Gründung der Denkstätte heraus, denn die Flüchtlingsproblematik entspannte sich mit den Jahren immer weiter, sodass das Gelände schließlich ohne allzu großen Aufwand geräumt werden konnte. In den anderen ehemaligen KL ließ die Nutzung als Gefängnis, Steinbruch oder Militärgelände kein zeitbedingtes Auslaufen der Nutzung zu.

Was lässt sich nun in Bezug auf unsere Fragestellung festhalten? Exemplarisch ist der Umgang mit dem ehemaligen KL Dachau hinsichtlich der Nutzung des Geländes in der unmittelbaren Nachkriegszeit insofern als alle vier untersuchten ehemaligen KL von den Alliierten zur Internierung verschiedener Personengruppen genutzt wurden. Mit der Rückgabe der Verwaltung an deutsche Behörden differenzierte sich die weitere Verwendung nach situationsabhängigen Besonderheiten, doch auch hier lag der Schwerpunkt auf der pragmatischen Weiternutzung und nicht auf Formen des Gedenkens und der Anerkennung als authentischen, bewahrenswerten Ort. Bis zu diesem Zeitpunkt in den frühen 1960er Jahren ist der Umgang in Dachau darum als vollkommen exemplarisch zu bewerten.

Was die Entstehung der Gedenkstätte angeht, ist der Umgang mit dem ehemaligen KL Dachau jedoch *nicht* exemplarisch. Zwar entstanden in den anderen ehemaligen KL im Laufe der Zeit auch Gedenkstätten, doch der Zeitpunkt und die Geschichte der Entstehung der Dachauer Gedenkstätte unterschieden sich grundlegend von denen der anderen Gedenkstätten. In den anderen ehemaligen KL wurde die Nachnutzung noch lange weitergeführt, bis der Staat gegen Ende des 20. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Notwendigkeit des Erinnerns und Mahnens anerkannte und die Umwandlung in Gedenkstätten vorantrieb. Die Gedenkstättenbildung in Dachau wurde hingegen bedeutend früher und durch eine starke private Interessengemeinschaft gegen den Widerstand des Staates oder zumindest ohne dessen Unterstützung durchgesetzt. Durch den anderen Entstehungshintergrund ist die Gedenkstättenbildung in Dachau daher als nicht exemplarisch zu werten.

Das verstörende Ergebnis meiner Untersuchung ist, dass sich dieser Einzelfall gerade gegenläufig zu meiner in der Einleitung erläuterten Ausgangsannahme verhält, denn in Dachau wurde dem Gedenken ja sogar vergleichsweise früh ein Ort gegeben. Dass es nach der Befreiung teilweise über 60 Jahre dauerte, bis in den vier großen westdeutschen ehemaligen KL Gedenkstätten eingerichtet wurden, ist kaum zu fassen. Die Tragik der Geschichte offenbart sich darin, dass Dachau Vorbild war, als es keines hätte sein sollen, und seinen Modellcharakter verlor, als es als

Vorbild getaugt hätte.

Literatur

- Baganz, Carina: Dachau als historischer Ort im System des Nationalsozialismus. In: Wolfgang Benz/Angelika Königseder: Das Konzentrationslager Dachau. Geschichte und Wirkung nationalsozialistischer Repression. Berlin: 2008. S. 31-42.
- Frei, Norbert: 1945 und wir. Das dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen. München: 2009. S. 45-49.
- Marcuse, Harold: Das ehemalige Konzentrationslager Dachau. In: Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Wolfgang Benz/Barbara Distel. Heft 6: Erinnern oder Verweigern – Das schwierige Thema Nationalsozialismus. Dachau: 1990. S. 182-205.
- Marcuse, Harold: Legacies of Dachau. The Uses and Abuses of a Concentration Camp, 1933-2001. Cambridge: 2001.
- Marcuse, Harold: Der mühevolle Weg zur Gedenkstätte 1945-1968. In: Das Konzentrationslager Dachau. Geschichte und Wirkung nationalsozialistischer Repression. Wolfgang Benz/Angelika Königseder. Berlin: 2008. S. 163-180.
- Morsch, Günter: Organisations- und Verwaltungsstruktur der Konzentrationslager. In: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Wolfgang Benz/Barbara Distel. Band 1: Die Organisation des Terrors. München: 2005. S. 58-75.
- Tuchel, Johannes: Frühe Lager. In: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Wolfgang Benz/Barbara Distel. Band 1: Die Organisation des Terrors. München: 2005. S. 43-57.
- Wetzel, Juliane: Die Befreiung des KZ Dachau und der Beginn der jüdischen Selbstverwaltung. In: Das Konzentrationslager Dachau. Geschichte und Wirkung nationalsozialistischer Repression. Wolfgang Benz/Angelika Königseder. Berlin: 2008. S. 147-162.

Über Wandschmuck in Arztpraxen und ein tragisches Missverständnis



Milena Sigler
studiert Soziologie und
Empirische Kultur-
wissenschaften.

Mag das Thema, weil sie findet, dass sich der Blick auf die kleinen Dinge lohnt, die das Leben manchmal stärker prägen als man glaubt.

Vorangestellt sei ein Dank an meine Kommilitonin Josephin Rehmann, mit der zusammen ich die zugrundeliegende Hausarbeit geschrieben habe.

„Ist das Kunst oder kann das weg?“ fragt es uns von Frühstücksbrettchen, Tassen und Postkarten entgegen. Diese Frage veranschaulicht vielleicht ganz gut die gesamte Verunsicherung des modernen Menschen in Bezug auf Kunst. Kann ja heute auch niemand mehr wissen, was Kunst ist, wo das doch alles so abstrakt geworden ist. Da gibt es Klavierstücke, bei denen wird genau 4 Minuten und 33 Sekunden kein Klavier gespielt; Maler, die eine Bäuerin in zwei Dimensionen als rotes

Quadrat malen; Theaterstücke, bei denen sind Figuren nur „Behälter für Ideen, oder viel eher für Worte, und torkeln als Sprachtonnen durch eine grob gesetzte Handlung“¹. Der Duden definiert abstrakte Kunst als „nicht etwas sinnlich Wahrnehmbares, sondern den gedanklichen, abstrakten Gehalt von etwas darzustellen suchend“². Es scheint allerdings, als wäre der Masse dieser neueste Schrei irgendwie noch zu schrill.

Fragen wir erstmal jemanden, der sich damit auskennt. Laut Bourdieus Theorie der Kunstsoziologie hat abstrakte Kunst ein höheres Emissionsniveau als darstellende Kunst. Ihren Genuss muss man sich erarbeiten; man muss sozusagen lernen, sie zu „lesen“. Die Möglichkeiten

¹ Feridun Zaimoglu in *Amoklauf ist das Gebot der Stunde. Gespräch mit Jurymitgliedern des Berliner Stückemarktes*. In: *Theater der Zeit*, 05/2007

² Duden Onlineausgabe

der breiten Masse, dieses Wissen zu erwerben, halten sich allerdings in überschaubaren Grenzen. So bleibt das Feld der abstrakten Kunst einer kleinen Gruppe von Kunstkennerinnen überlassen, während die meisten anderen Menschen sich an figürlicher Kunst mit niedrigerem Emissionsniveau erfreuen, die sie mit ihrem niedrigeren Rezeptionsniveau verstehen können. Diese beiden Spezies, die Kennerinnen und die Laien, gehen sich normalerweise aus dem Weg und daher auch sich nicht auf die Nerven. Da könnten sich also die einen röhrende Hirsche ins Wohnzimmer hängen, während sich die anderen von torkelnden Sprachtonnen auf andere kognitive Ebenen heben lassen, und alles wäre gut.

Wenn, ja wenn. Wenn nur die Arztpraxen nicht wären. Zum Arzt müssen wir alle, weil wir krank werden, und selbst diese beneidenswerten rotwangigen Menschen, die sich „pumperlg’sund“ nennen, müssen doch irgendwann, nämlich zur Vorsorge. Und in der Arztpraxis hängen Bilder an der Wand. Vom Besuch bei einem Arzt, der keine Bilder in seine Praxis hängt, ist um Gottes Willen dringend abzuraten! Was für ein grauenhafter Faux Pas wäre das undekorierte Wartezimmer – leere, weiße Wände, die bohrend zurückstarren, kalte, zweidimensionale Sinnfragen; mit ihrem glatten, unpersönlichen Klinikweiß eine permanente Erinnerung an die bevorstehende Behandlung, in der Sie sich einem ebenso glatten, unpersönlichen Arzt in Klinikweiß ausliefern werden; Angst und Gereiztheit der Wartenden, die, womöglich in einem Zustand erheblicher Krankheit, gegen ihren Willen über Stunden mit völlig Fremden in kleine Räume gepfercht werden, würden sich zu Aggression verdichten, an den kahlen Wänden abprallen, haltlos im Raum umherirren und, durch Brechung an der weißen Wand bereits um ein Vielfaches vermehrt, schließlich zur Eskalation führen. Die Sprechstundenhilfe, die die Tür zur Verkündung des nächsten Patienten öffnen würde, könnte nur noch das Kreuz schlagen und die Tür schnellstmöglich wieder schließen, damit die Dämonen dieses unglückseligen Raumes wenigstens nicht noch um sich greifen. Nein, Wandschmuck, das hat dieses kleine Gedankenexperiment hoffentlich eindrücklich gezeigt, muss sein. Wandschmuck zur Ablenkung, Neutralisation und Sozialisation, wo so viele unterschiedliche Menschen so ungewollt viel Zeit miteinander verbringen müssen. Das Wartezimmer dank Wandschmuck nicht Vorraum zur Hölle, sondern Erinnerung an das heimische Wohnzimmer.

Aber welcher Wandschmuck soll es sein? Wie, und hier kommen wir zum Kern der Sache, wird die fingerspitzenfähige Aufgabe der richtigen Auswahl gestaltet, an der das Wohlergehen der Patienten, wenn nicht sogar des ganzen Betriebes hängt? Man könnte meinen, die Ärzte seien sich

ihrer Verantwortung bewusst. Man könnte meinen, die Auswahl der Bilder geschehe hoch professionalisiert, von ausgesuchten Fachleuten, die die ganze Problematik kennen und entsprechend darauf reagieren können. Überrascht es Sie, dass es nicht so ist? Gehen Sie in sich. Denken Sie an die Kunst, die bei Ihrer Zahnärztin hängt. Bei Ihrem Hausarzt. Ihrer Gynäkologin. Alles abstrakt. Es wimmelt von Farbverläufen, Formen, metaphysischen Figuren, aber da ist wahrscheinlich nichts, was Sie als Kunstlaie sich ins Wohnzimmer hängen würden. Merken Sie was? Da hängt lauter Zeug im Wartezimmer, das niemandem beim Warten hilft. Ihnen nicht und auch den meisten Ihrer Mitpatienten nicht. Also nochmal, wie kommt es dazu?

Bisweilen ist Studierenden der empirischen Kulturwissenschaft in ihrem dritten Semester in der vorlesungsfreien Zeit so langweilig, dass sie in Arztpraxen gehen und nachfragen. Und dann finden sie folgendes Muster heraus: Der Arzt weiß in der Regel, dass in einer Praxis Bilder gefordert sind. Vielleicht gibt es da einen kleinen Leitfaden für die Einrichtung der ersten Praxis, vielleicht ist das aber auch irgendwie einfach klar. Meistens hat der Arzt aber keine Zeit, sich selbst darum zu kümmern, Bilder auszusuchen und aufzuhängen. Deshalb überlässt er diese Aufgabe einer Person, die sich dazu in der Lage fühlt, die er kennt und der er vertraut. Das kann z.B. die malende Ehefrau sein, ein befreundeter Galerist oder eine kreativschaffende Patientin. Diese Vermittlerfiguren suchen also nach ihrem eigenen Geschmack aus und wählen dabei – und hier liegt die Krux! – so gut wie immer „was Abstraktes“; Zum einen, weil sie selbst meist viel mit Kunst zu tun haben und daher ein höheres Rezeptionsniveau haben, also abstrakte Kunst eher ansprechend finden. Zum anderen, weil sie glauben, dadurch Wandschmuck für alle gefunden zu haben, massentauglichen Wandschmuck, der niemanden durch zu figürliche Darstellung beleidigen oder in Schwierigkeiten bringen kann. In abstrakter Kunst, so ihre Argumentation, können alle sehen, was sie sehen möchten; abstrakte Kunst sozusagen als diplomatischer Kompromiss. Mindestens eine von beiden Sichtweisen teilt meistens auch der Arzt, dem die Auswahl vorgetragen wird, und so ist die Sache entschieden: Die abstrakte Kunst findet ihren Weg an die Wand.

Worum es meist gar nicht geht, und das ist bedauerlich, sind die Vorlieben der Patientinnen und Sprechstundenhilfen, die sich die Bilder letzten Endes am längsten anschauen müssen – also um die normale, nicht unbedingt kunstbewanderte und schon gar nicht akademische Bevölkerung. Und wo es doch um sie geht, mit falschen Annahmen. Die meisten Patientinnen verstehen weniger von Kunst und können abstrakte Kunst mangels Kunsterziehung und wegen fehlender Gewöhnung

im Umgang mit Kunst nicht entschlüsseln. Ihr Rezeptionsniveau ist niedriger und eher empfänglich für figürliche Kunst, die ein niedrigeres Emissionsniveau hat.

Es kommt also, so könnte man es ausdrücken, im Wartezimmer zu einem tragischen Missverständnis: Die abstrakte Kunst, die für sie mit gutem Willen aufgehängt worden ist, bereitet den meisten Patienten Unbehagen, da Unverständnis, und vielleicht sogar Frustration. Ihnen fehlt die Möglichkeit, mit der Abstraktion umzugehen. Tja, und dann sitzen wir also da, im Wartezimmer, vor all den Farbverläufen, Formen und abstrakten Figuren. Aggressiv werden wir nicht – die Wände sind ja nicht leer. Wir verstehen nur nicht, was da hängt. Wir werden verunsichert. Eingeschüchtert. Die ganze misslungene Kommunikation des Arztbesuches, sie beginnt mit der Kunst im Wartezimmer.

Literatur

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.

Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970.

Danko, Dagmar: Kunstsoziologie. Bielefeld: transcript 2012.

<http://www.duden.de/rechtschreibung/abstrakt> [Stand 29.12.2016]

Schumacher, Florian: Bourdieus Kunstsoziologie. Konstanz: UVK-Verlags-Gesellschaft 2011.

Zaimoglu, Feridun: Amoklauf ist das Gebot der Stunde. Gespräch mit Jurymitgliedern des Berliner Stückemarktes. In: Theater der Zeit. 2007 Nr. 5.

Teil eines Kulturkampfs?



Patrick Sorg

studiert Literatur- und Kulturtheorie (MA).



"Ich interessiere mich vor allem für die Überschneidungen von Kulturtheorien und Politischer Philosophie." Der Essay befasst sich mit einem Aspekt im polarisierten politischen Diskurs, der seiner Meinung nach leider oft vernachlässigt oder unsachlich diskutiert wird: dem Status von Tieren als Nahrung und ihrer Bedeutung für die Gesellschaft.

Tierethik und nationale Identität im politischen Diskurs der Gegenwart

"Als müsse sich die Welt nach marxistischem Vorbild automatisch in nur eine Richtung bewegen – zu einem neuen Mix von Kulturen und Rassen, eine Welt aus Radfahrern und Vegetariern, die nur noch auf erneuerbare Energien setzen und gegen jede Form der Religion kämpfen. Das hat mit traditionellen polnischen Werten nichts mehr zu tun."¹

Nicht nur der islamistische Terrorist ist der neue Feind der Nation. Nein! Auch der Vegetarier ist neben dem Radfahrer in den Augen des polnischen Außenministers Witold Waszczykowski eine Gefahr für Gott und Vaterland.

Der Autor (selbst Schwabe) hat das Phänomen der Identitätsstiftung und -versicherung durch Nahrungsmittel selbst früh erfahren müssen (er bevorzugt von klein auf Reis und italienische Nudeln). Ein richtiger Schwabe muss „Spätzle“ mögen; sie sind ein Teil seiner kulturellen Identität, genauso wie Maultaschen. In Bayern

werden Brezeln, „Schweinshaxen“ und Weißbier zum Kulturgut erhoben. Es findet sich sicherlich in jeder Region eine traditionelle kulinarische Spezialität, die eine identitätsstiftende und -stützende Teilfunktion ausfüllt. Meistens sind es Gerichte, bei denen Fleisch den Hauptteil

¹ <http://www.zeit.de/politik/ausland/2016-01/medienreform-polen-kritik-eu-kommission> [letzter Zugriff: 03.08.16].

ausmacht und eine kohlenhydratlastige Beilage wie „Spätzle“ oder Kartoffeln dazu gereicht wird. Die Speisen, die heute als traditionell angesehen werden, waren früher etwas besonders, weil Fleisch nicht so billig verfügbar war wie heute. Man denke zum Beispiel an den klassischen Sonntagsbraten.

Ich möchte hier nicht zu tief in sozialpsychologische Überlegungen eintauchen, der grobe Rahmen müsste hiermit klar sein. Wichtig für die vorliegende Fragestellung ist letztendlich die relativ banale Einsicht, dass der Mensch Essgewohnheiten internalisiert und diese auch insoweit institutionalisiert sind, dass sie Orientierung und Identität stiften, aber natürlich auch allgemein gesprochen Macht ausüben. Das „Spätzle-Essen“ dient neben dem banalen Zweck des Sättigens als symbolischer Code, mithilfe dessen die Esser kommunizieren und sich einer gleichartig strukturierten Welt vergewissern (Kommunikations- und Erkenntnisfunktion).² Speisen repräsentieren „das 'Ursprungsland', die Genealogie, die Geschichte, aus dem beziehungsweise aus der sie entlehnt sind.“³ Zudem verbindet jeder persönliche Erfahrungen und Erinnerungen mit einem Gericht.

Diese Kommunikation mit symbolisch aufgeladener Nahrung markiert feine Unterschiede (Bourdieu) und legitimiert Gegensätze, was letztendlich dazu führt, dass eine hierarchische Ordnung aufrechterhalten wird.⁴ Nämlich meiner Interpretation nach zwischen den Einheimischen, die die bestimmten Essgewohnheiten haben und denjenigen, die diese Gewohnheiten nicht teilen – beziehungsweise auch zwischen progressiven Vegetariern und Veganern und „traditionellen Essern“. Ich möchte noch einmal betonen, dass natürlich das „Spätzle-Essen“ einen noch nicht zu einem Schwaben macht, aber gleichzeitig einem Schwaben, der keine „Spätzle“ ist, ein Distinktionsmerkmal fehlt. Die Frage ist nun also: Wie ergeht es dem in Schwaben Geborenen, der keine Spätzle mag oder dem Vegetarier, Veganer oder Moslem, der keine Schweinshaxe essen will?

Die ebenfalls banale Antwort ist erst einmal, dass er natürlich als Sonderling auffällt; er fügt sich nicht nahtlos in das Kollektiv ein, zum Beispiel beim ritualisierten Essen des

² Vgl. Bourdieu, Pierre: Kunst und Kultur. Kultur und kulturelle Praxis. Schriften zur Kultursoziologie 4. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp 2014, S. 9.

³ Csáky, Moritz: Speisen und Essen aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. In: Csáky, Moritz [u.a.] (Hrsg.): Kulinarik und Kultur : Speisen als kulturelle Codes in Zentraleuropa. Wien [u.a.]: Böhlau 2014, S. 27.

⁴ Vgl. Bourdieu, S. 10. Die Etablierung dieser hierarchischen Ordnung hängt in diesem Zusammenhang darüber hinaus von weiteren Rahmenbedingungen ab wie z.B. dem Anlass für das gemeinsame Essen etc. Im Großen und Ganzen ist der performative Rahmen konstituierend für die Hierarchisierung – die Speise ist ja immer in einen komplexeren kulturellen Rahmen eingespannt und bildet nur einen kleinen Teil einer komplexen Gesamt-Performance.

Sonntagsbratens. Er macht aber noch mehr: Allein durch den passiven Akt des Nicht-essen-wollens stellt er die identitätsstiftende Institution infrage – er ist der Andere, der Fremde am Tisch, provokativ gesprochen verunreinigt er die homogene Gemeinschaft. Er verkörpert die Differenz, die es eigentlich auszuhalten gälte. Und viele halten diese Differenz auch aus, finden sie sogar bereichernd.

Der Populismus, als Symptom verstanden, deutet aber darauf hin, dass das nicht alle so locker sehen.⁵ Ein Merkmal des Populismus ist die Vereinfachung, für meine Fragestellung interessiert vor allem die Homogenisierung bestimmter Gruppen und die damit einhergehende Freund-Feind-Rhetorik (Mitglied der Nation bzw. des wahren Volkes versus Fremder (oder Volksverräter)) – die Verachtung jedweder Differenz innerhalb einer Nation fernab dieses binären Modells.⁶

Der Populismus propagiert dagegen eine imaginäre, symbolisch vermittelte Homogenität, die in keiner Weise in der Realität wiederzufinden ist. Nach den Wahlergebnissen und Umfragen zu urteilen, nehmen die Bürger dieses verführerische Angebot an. Sei es aus kalkulierte[m] Protest oder weil sie sich wirklich wieder nach einer übersichtlichen Welt und Zugehörigkeit zu einer klar definierten Gruppe sehnen. Ich bin der Meinung, dass in diesem aufgeheizten, die Identität verklärenden Diskurs die Frage nach dem identitätsstiftenden Charakter der Nahrung nicht zufällig aufgetaucht ist. Erstens dient ein bestimmtes Gericht als Kommunikationsmittel, um sich einer geteilten Lebenswelt zu vergewissern. Zweitens, und das hängt sicherlich mit Ersterem zusammen, sind die Menschen bei Fragen des Essens sehr emotional, wie man zum Beispiel an Gammelfleischskandalen oder beim Veggie-Day sehen konnte. Neben dem Aspekt der Identität kommt hier zudem der Verdacht von paternalistischen Eliten ins Spiel. Wie Jenkins und Twine herausarbeiten, ist die bürgerliche Vorstellung, dass Essen zur privaten Sphäre gehört, immer noch weit verbreitet.⁷ Eine Infragestellung von Essgewohnheiten oder gar eine Art temporäres Verbot von Fleisch in bestimmten Bereichen wie beim Veggie-Day wird deshalb als Einschränkung der persönlichen Freiheit gewertet.⁸ Meine These ist nun, dass sich die für Populismus anfälligen Menschen dadurch in ihrer Eliten-Skepsis bestätigt sehen. Schließlich war es eine Partei von

⁵ Ich verdanke die Strukturierung meiner Gedanken über den Begriff des Populismus maßgeblich: Müller, Jan-Werner: Was ist Populismus? Ein Essay. Bonn: bpb 2016.

⁶ Vgl. Müller, S. 53.

⁷ Vgl. Jenkins, Stephanie/ Twine, Richard: On the limits of food autonomy. Rethinking joyce an privacy. In: Taylor, Nik/ Twine, Richard (Hrsg.): The Rise of Critical Animal Studies. From the Margins to the Centre. Abingdon/ Oxon: Routledge 2014, S. 228.

⁸ Vgl. ebd. Darüber hinaus betonen die Autoren auch noch den spezifisch maskulinen Machtaspekt dieses Verständnisses. Ich möchte meine Methode nicht zu sozialpsychologisch aufblähen, aber es wäre sicherlich darüber nachzugehen, ob Ängste vonseiten des Patriarchats die Debatte zusätzlich befeuern.

Radfahrern und Vegetariern, die nur auf erneuerbare Energien setzen, um noch einmal den Ausspruch des polnischen Außenministers zu bemühen, die den Veggie-Day einführen wollten. Für diese Menschen verkörpern die „Grünen-Kosmopoliten“ die Moderne, die ihre kulturelle Entwurzelung immer weiter vorantreibt. Die Gefahren, die von dieser paternalistischen „Elite“ ausgehen, wurden beim Veggie-Day präsent. Der durchaus gut gemeinte Inhalt des moralischen Appells, der hinter diesem Vorstoß steckte, ging in der Hysterie unter. Was hängen blieb, war nur der Versuch einer weltfremden intellektuellen „Elite“ den Leuten paternalistisch eine Moral aufzuzwingen. Die Grünen haben das Erregungspotential ihres Vorschlags jedenfalls unterschätzt. Am Beispiel der Kieler-CDU lässt sich dann auch beobachten, wie von einer Gefahr einer Diktatur der Minderheiten fabuliert wird:

"Minderheiten wie Vegetarier, Veganer und Muslime dürften nicht die Essgewohnheiten der Mehrheit überstimmen. 'Toleranz bedeutet in einer pluralistischen Gesellschaft auch die Anerkennung und Duldung anderer Esskulturen und Lebensweisen', schreibt der CDU-Landwirtschaftspolitiker Heiner Rickers den Lübecker Nachrichten zufolge."⁹

Absurderweise wird dies dann zusätzlich mit einer „gesunden und ausgewogenen Ernährung“ begründet.¹⁰ Das ist zumindest insofern nicht mehr konservativ, sondern populistisch, als hier eine Gefahr der Mehrheit ausgehend von Minderheiten heraufbeschworen wurde und eine ausgewogene Ernährung auch ohne Schweinefleisch möglich ist. Letztendlich liegt die Entscheidungsgewalt bei den Einrichtungen, das Schweinefleisch zusätzlich anzubieten oder aus praktischen Gründen auf Alternativen auszuweichen – die Frage ist vielmehr eine finanzielle. Des Weiteren wird bei diesem Vorstoß eine homogen-gedachte Leitkultur zugrunde gelegt:¹¹ „Dazu gehört in unserer Kultur auch der Verzehr von Schweinefleisch.“ Einmal abgesehen davon, dass in einem komplexen dynamischen semiotischen System wie Kultur, in der Bedeutung ständig neu ausgehandelt werden muss, die Annahme einer sogenannten statischen Leitkultur höchst fraglich ist, stellt sich im Hinblick auf einen solchen Vorstoß die banale Frage: Gehört der Muslim oder der Vegetarier, der hier geboren ist, also nicht zu unserer Kultur (beziehungsweise was ist unsere Kultur überhaupt)? Das ist nicht kleinlich, sondern genau hingehört. Man hört so etwas nicht nur von der CDU, sondern liest Ähnliches auch in Kommentarspalten im Internet oder hört es in

⁹ <http://www.sueddeutsche.de/politik/kantinen-essen-kieler-cdu-fordert-mehr-schweinefleisch-1.2886803> [letzter Zugriff: 10.08.16].

¹⁰ ebd.

¹¹ Zur semiotischen Dynamik eines zeitgemäßen Kulturbegriffs vgl. z.B. Csáky, Moritz: Speisen und Essen aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. In: Csáky, Moritz [u.a.] (Hrsg.): Kulinariik und Kultur : Speisen als kulturelle Codes in Zentraleuropa. Wien [u.a.]: Böhlau 2014, S. 15ff.

alltäglichen Gesprächen. Deshalb ist es noch einmal wichtig zu betonen, dass hier eine mutmaßliche Mehrheit gegen Minderheiten instrumentalisiert wird, obwohl es zu den Grundlagen unseres Demokratieverständnisses gehört, Minderheiten zu schützen.

Keine Partei dominiert zurzeit den Diskurs über Zugehörigkeit so sehr wie die Partei Alternative für Deutschland (AfD). Instrumentalisiert sie auch kulturelle Praktiken für ihre Stimmungsmache, die mit Nahrungsmitteln verbunden sind? Bei einem Blick ins Grundsatzprogramm ist man jedenfalls vom tierethischen Standpunkt erstaunt. Ich möchte allerdings vorher noch weiter ausholen.

Das populistische Weltbild ist im Prinzip binär strukturiert: Wir sind das Volk und alle, die gegen uns sind, ganz besonders die liberalen Eliten, gehören nicht dazu. In Kreisen der AfD wird auch oft vom liberalen Mainstream gesprochen. Es gibt also nicht unbedingt einzelne Minderheiten, von denen eine Gefahr ausgeht, sondern diese geht vielmehr davon aus, dass diese Minderheiten mit dem Mainstream unter einer Decke stecken. Das geht teilweise so weit, dass manche der Meinung sind, die Eliten wollen das deutsche Volk mit Minderheiten austauschen. Appadurais Theorie von der Angst vor der kleinen Zahl ist hier nur bedingt anwendbar. Zwar wird das Bild diffus, weil manche Populisten auch von einer schweigenden Mehrheit fabulieren, allerdings kann man, so glaube ich, für den deutschen Populismus sagen, dass er sich sogar im Kampf mit der Mehrheit, dem Mainstream, wähnt. Dennoch glaube ich, dass Appadurais Theorie bezogen auf die vorliegende Fragestellung erhellend ist. Es werden zwar zumindest im Diskurs von Pegida und AfD viele in einen Topf geworfen, aber genau daran zeigt sich auch, dass eine Angst vor Minderheiten sehr wohl vorhanden ist, auch wenn sie oftmals unter dem Begriff Mainstream zusammengefasst werden (weil sie ja alle unter einer Decke stecken)¹². Wie Appadurai treffend feststellt, ist die zentrale Frage, warum Minderheiten, die eigentlich „politische und militärische Schwäche implizieren“,¹³ gefürchtet und gehasst werden.

Minderheiten können unter anderem auffallen, indem sie kulturelle Codes wie traditionelle Speise infrage stellen. Für diese Infragestellung reicht schon die bloße Ablehnung, zum Beispiel einer fleischhaltigen Mahlzeit. Weil Vegetarier und Veganer diese Eigenschaften mit bestimmten religiösen Gruppen teilen, subsumiere ich sie unter derselben Kategorie. Vegetarier und Veganer lehnen Fleisch kraft ihrer Gewissensfreiheit ab, Muslime Schweinefleisch aus religiösen Gründen.

¹² Die Verbindung der Minderheiten zu mächtigen Eliten ist ein zentrales Thema im populistischen Diskurs und ein Merkmal nationalistischer Verschwörungstheorien.

¹³ Appadurai, Arjun: *Geographie des Zorns*. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009, S. 65.

Der die eingebilddete Homogenität störende Effekt ist letztlich derselbe, wobei natürlich bei den Muslimen noch heftigere Stereotypen und nationalistische Vorstellungen mit hineinspielen, während bei Vegetariern und Veganern eher die Ablehnung der Linken und Progressiven zu tragen kommen.

Nun zurück zum Grundsatzprogramm der AfD, das beim Thema Tierrechte erstaunlich weit geht: Tiere seien fühlende Wesen, die Massentierhaltung sei abzulehnen, unnötige Tierversuche solle es nicht geben.¹⁴

Diese Proklamation wirkt erst einmal ziemlich grün und radikal. Allerdings müsste sich die Belastbarkeit dieser Aussage erst einmal zeigen, wenn traditionelle deutsche Speisen auf einmal viel teurer würden, wenn das dazu benötigte Fleisch wirklich artgerecht erzeugt werden würde. Des Weiteren bleibt mit Blick auf das Verhältnis der AfD zum Islam ein gewisser Beigeschmack, weil unter dem nächsten Punkt im Grundsatzprogramm das Schächten verboten werden soll.¹⁵ Das Schächten ist aus der Perspektive des Tierschutzes wirklich problematisch, allerdings ist die Ausnahmeregelung im Tierschutzgesetz für Religionsgemeinschaften vom Grundrecht auf Religionsfreiheit gedeckt.¹⁶ Ohne eine fragwürdige Verfassungsänderung zulasten der Muslime wäre eine solche Gesetzesänderung kaum möglich.

Die Position der AfD zur Fischerei nährt ebenso Zweifel an ihren wirklichen Tierschutzabsichten. So heißt es dort, dass Fischerei zum einen ein Kulturgut sei und zum anderen, dass sie es ablehnen, die Stellnetzfisherei in Ostseeschutzgebieten zu verbieten und die Naturschutz-Kernzonen auszuweiten.¹⁷ Des Weiteren sehen sie „Jäger als Naturschützer, deren Fachkenntnisse wieder stärker berücksichtigt werden sollten.“¹⁸ Was auch immer dies konkret bedeuten soll.

Ich möchte nicht die sogenannte „Nazi-Keule“ schwingen. Leider findet man beim Zeitpunkt des Verfassens dieser Arbeit noch zu wenig belastbares Material über konkrete Positionen der AfD zum Thema Tierrechte, aber wie ein Blog der Tierrechtsoffensive Saar e.V. nahelegt, versuchen einige rechte Gruppierungen wie die NPD den Tierschutz zu instrumentalisieren.¹⁹ Und sie stehen damit in einer nationalsozialistischen Tradition. Eine übersichtliche Darstellung zum Thema

¹⁴ Grundsatzprogramm der Alternative für Deutschland [<https://www.alternativefuer.de/programm/>], S.86 [letzter Zugriff: 11.08.16].

¹⁵ Vgl. Afd-Grundsatzprogramm, S. 87.

¹⁶ Vgl. NJW 2002, 663ff. [BVerfG, Urteil vom 15. 1. 2002 - 1 BvR 1783/99].

¹⁷ Vgl. Afd-Grundsatzprogramm, S. 88.

¹⁸ ebd.

¹⁹ Siehe: <http://www.tierbefreiungsoffensive-saar.de/literatur/colin-goldner/nazis-und-tierrechte/> [letzter Zugriff: 11.08.16].

Tierschutz im Nationalsozialismus lässt in Bezug auf den Umgang mit Juden aufhorchen:

Laws passed by the Nazis on April 21, 1933, to regulate butchering were not only a measure for the protection of animals. They also constituted a barely concealed attack on the Jews, whose 'ritualistic slaughter' was characterized as 'torment of animals'.²⁰

Die Präambel der Gesetze verkündete, dass die jüdischen Praktiken gegen die kultivierte Sensibilität unserer (deutschen) Gesellschaft verstoße.²¹ Bedenkt man die Grausamkeiten, die die Nationalsozialisten in den Jahren danach noch vollbringen sollten, wirkt diese Begründung wie blanker Hohn.

Ich möchte hier nicht explizit eine Parallele zum Grundsatzprogramm der AfD ziehen, allerdings mahnt dies zur Wachsamkeit. Im Kontext der sonstigen Forderungen vonseiten der AfD wäre es nicht verwunderlich, wenn beim angestrebten Schächt-Verbot eine Diskriminierung von Muslimen hinter einer Tierschutzmaßnahme versteckt wird.

Letztendlich geben die tierrechtlichen Positionen der AfD zumindest Anlass für Misstrauen. Ich denke, es ist auch fernab dieser sich aufdrängenden Parallele durchaus legitim Pegida und AfD als aggressive Identitäten im Sinne Appadurais zu analysieren. „Ich definiere Identitäten als aggressiv, wenn ihre soziale Konstruktion und Mobilisierung die Auslöschung verwandter sozialer Kategorien erfordert, die wiederum als Gefahr für die Existenz einer bestimmten, als 'Wir' definierten Gruppe gelten.“²² Eine dieser Gruppen werde aggressiv, sobald das Selbstverständnis der Gruppe mobilisiert werde, eine gefährdete Mehrheit zu sein.²³ Der Punkt, um den es mir in Appadurais umfangreichem Essay nun hauptsächlich geht, ist der folgende: „[Mary Douglas] Einsichten lassen sich dahingehend erweitern, daß aggressive Identitäten, besonders wenn sie mit einem Mehrheitschauvinismus [...] einhergehen, in einem Zwischenraum gedeihen, der das Gefühl, numerisch in der Mehrheit zu sein, von der Phantasie nationaler Ganzheit und Reinheit trennt.“²⁴ Minderheiten sind also ein Hindernis der absoluten Reinheit.²⁵ Ich möchte keinesfalls einen drohenden Völkermord heraufbeschwören, darüber hinaus möchte ich mich nicht damit befassen, inwiefern Pegida, AfD und Co aggressive Identitäten sind. Ich glaube vielmehr, dass sich der sozialpsychologischen Mechanismus der kleinen Zahl auf kleinere Bereiche übertragen

²⁰ Arluke/ Sax (1992), S. 19 [http://www.academia.edu/26068679/Understanding_Nazi_Animal_Protection_and_the_Holocaust] [letzter Zugriff: 11.08.16].

²¹ ebd. S. 19f.

²² Appadurai (2009), S. 67.

²³ Vgl. ebd.

²⁴ Appadurai (2009), S. 69.

²⁵ Vgl. ebd.

lässt. Zum Beispiel auf den Diskurs des Essens.

Wie Jenkins und Twine gezeigt haben, ist die Auffassung, dass Essen in die private Sphäre gehört, weit verbreitet. Viele Menschen reagieren auf die Moralisierung und letztendlich die politische Hinterfragung von Essgewohnheiten aggressiv. Meiner Meinung nach, weil Essen Teil ihrer von klein auf internalisierten Identität ist. Ich möchte nun Appadurais Theorie von der kleinen Zahl analog auf die Gruppe der Vegetarier und Veganer anwenden. Wie ich schon herausgearbeitet habe, stellen sie die Essgewohnheiten infrage und heben sie auf eine andere moralische Stufe. Der Vegetarier oder Veganer ist die Minderheit, die die Verständigung der Mehrheit über eine gemeinsame Lebenswelt stört. Diese Infragestellung kann schon zu Problemen führen. Wird dies noch als paternalistischer Eifer gewertet und stößt auf eine Gruppe, die schon gewisse Vorurteile gegen das Neue hegt, dann kann dies zu ernsthaften Spannungen führen. In einer populistisch aufgeladenen Suche nach einer Leitkultur mündet dies dann in Forderungen wie derjenigen der Kieler CDU, die gemessen an unserem Demokratieverständnis hochproblematisch sind. Es entsteht nämlich genau dort die repressive Gefahr, dass das Selbstverständnis der Mehrheit mobilisiert wird, eine gefährdete Mehrheit zu sein.²⁶

Es könnte in naher Zukunft, wie einige Argumente gegen Freihandelsabkommen wie TTIP vermuten lassen, noch einmal zu größeren Auseinandersetzungen in diesem Zusammenhang kommen: dabei geht es um Fragen der Klassifizierung von lokalen Lebensmitteln, wie oben kurz angemerkt. Momentan geht es hier noch eher um ökonomische Bedenken, allerdings könnte auch hier die gereizte Stimmung verunsicherter Identitäten gegen bestimmte Länder mobilisiert werden - Stichwort: Antiamerikanismus.

Diese Analyse stellt im schnellen politischen Diskurs nur eine Momentaufnahme dar. Der Populismus provoziert zurzeit mit einer sehr hohen Frequenz und die Medien springen in Zeiten des digitalen Wandels über jedes Stöckchen, das man ihnen hinhält. Die fragwürdige Debattenkultur in den Sozialen Netzwerken trägt ihr Übriges dazu bei. Auch eine Randdisziplin wie die Critical Animal Studies kann hier gegensteuern.

²⁶ Vgl. Appadurai (2009), S. 68.

Literatur

- Arluke Arnold/ Sax, Boria: Understanding Nazi Animal Protection and the Holocaust. In: Anthrozoös, Volume V, No. 1 1992, S. 6-31.
- Appadurai, Arjun: Geographie des Zorns. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009.
- Bourdieu, Pierre: Kunst und Kultur. Kultur und kulturelle Praxis. Schriften zur Kultursoziologie 4. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp 2014.
- Jenkins, Stephanie/ Twine, Richard: On the limits of food autonomy. Rethinking choice and privacy. In: Taylor, Nik/ Twine, Richard (Hrsg.): The Rise of Critical Animal Studies: From the Margins to the Centre. Abingdon, Oxon: Routledge 2014, S. 225-240.
- Luke, Brian: Selbstzähmung oder Verwilderung?: Für eine nicht-patriarchalische Metaethik der Tierbefreiung. In: Schmitz, Frederike (Hrsg.): Tierethik. Berlin: Suhrkamp 2014, 407-444.
- Müller, Jan-Werner: Was ist Populismus?. Ein Essay. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. 1. Aufl. Bonn 2016. [Originalausgabe: Müller, Jan-Werner: Was ist Populismus?. Ein Essay. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp 2016.
- NJW 2002, 663ff. [BVerfG, Urteil vom 15. 1. 2002 - 1 BvR 1783/99].
- Internetquellen:
- <https://www.alternativefuer.de/programm/> [letzter Zugriff: 06.08.16].
- <http://www.sueddeutsche.de/politik/kantinen-essen-kieler-cdu-fordert-mehr-schweinefleisch-1.2886803> [letzter Zugriff: 03.08.16].
- <http://www.tierbefreiungsoffensive-saar.de/literatur/colin-goldner/nazis-und-tierrechte/> [letzter Zugriff: 11.08.16].
- <http://www.zeit.de/politik/ausland/2016-01/medienreform-polen-kritik-eu-kommission> [letzter Zugriff: 03.08.16].

Hannah Arendts ‘Vita Activa’ -



Verena Zabel
studiert Internationale
Literatur und Slavistik.



Vor Fünfzig Jahren warnte Arendt bereits vor der politischen Passivität, die sie beobachtete – welche Auswirkungen hatte das Entstehen einer Mediengesellschaft auf diese Entwicklung?

Chancen und Gefahren für das Handeln und den öffentlich-politischen Raum im Zeitalter der Mediengesellschaft und der Massenmedien

Unzufriedenheit mit der Politik und den Nachrichtenmedien prägen große Teile der Bevölkerung in Deutschland. Ihren radikalsten Ausdruck fand sie durch die Montagsdemonstrationen von Pegida, lässt sich aber auch im Gespräch mit Bürgern der Mittelschicht oder Studenten erkennen. Bei letzteren Beiden häufig in der Enttäuschung, die Medien würden die Probleme nicht differenziert genug darstellen, bzw. mit der Frustration, die Themen wären so komplex und man bekäme keine ausreichenden Informationen. Die Unzufriedenheit drückt sich aber auch in vielen politisch-satirischen Fernsehsendungen aus. Abgesehen von Demonstrationen gegen Flüchtlinge lässt sich trotzdem eine passive Grundhaltung der Bevölkerung

feststellen, und das gerade zu einer Zeit in dem Lobbyismus immer mehr Einfluss auf der Politik gewinnt, weshalb viele politische Entscheidungen auf Grund von wirtschaftlichen oder finanziellen Bedenken gefällt werden. Das Ergebnis dieser Politik liefern Statistiken zu Einkommens- und zur Vermögensverteilung: Beim Zehntel mit dem niedrigsten Einkommen sank der Anteil am Gesamteinkommen zwischen 1991 und 2010 von 4,1% auf 3,7%, beim Zehntel mit

dem höchsten Einkommensanteil stieg dieses von 20,5% auf 23,1%¹. Ähnliches zeigt sich bei der Vermögensverteilung². Dieses Phänomen beschrieb Noam Chomsky als Plutokratie, die er in den USA darin beobachtet, dass 70% der Bevölkerung keinen Einfluss auf die Politik haben³. Im Folgenden beschäftige ich mich mit Hannah Arendts Gesellschaftsanalyse und -kritik, die sie in „Vita Activa“ (englische Originalausgabe 1958) niederschrieb, und in der sie bereits das Entstehen einer Konsumgesellschaft mit passiven, da nicht politisch handelnden, Jobholders beobachtete. Arendt erkannte die Gefahren in der Veränderung der Gesellschaft – und das Fernsehen als neue Chance für die Demokratie⁴. Fünfzig Jahre später leben wir in einer Mediengesellschaft, die Massenmedien produziert. Wie kann Arendts Gesellschaftsanalyse weitergedacht werden und welche Stellung nehmen die Medien in unserer täglichen Auseinandersetzung mit Politik ein, welche Potentiale und Probleme entstehen aus dieser Entwicklung?

In ihrem Buch „Vita Activa“ prägte Arendt die Begriffe des Arbeitens, Herstellens und Handelns, sowie des privaten und des öffentlichen Raumes⁵. Arbeiten beschreibt sie als zyklische Tätigkeit, mit der die Lebensgrundlage gesichert wird. Herstellen hingegen ist ein Prozess, in dem die Dingwelt um den Menschen herum geschaffen wird. Diese beiden Tätigkeiten finden im privaten Raum statt, im öffentlich-politischen Raum jedoch können Individuen handeln, miteinander interagieren und Neues beginnen. Dort stehen sie sich als Gleichgestellte gegenüber. Aus dieser Pluralität Gleichgestellter, die gemeinsam handeln entsteht Macht, welche bei Arendt eine positive Bedeutung erfährt. Anhand dieser Begriffe analysiert und kritisiert sie menschliches Leben und seine Wandlung zu verschiedenen Zeiten. Die Vita Activa steht hierbei in Kontrast zur Vita Contemplativa, welche in der Antike und im Christentum eine sehr wichtige Rolle spielte, diese aber, mitunter durch das Aufkommen des Kapitalismus, einbüßen musste. Eine wichtige Folge daraus ist die Veränderung, die der Bedeutung des Denkens widerfährt: losgelöst von der Vorstellung, das Denken diene dazu einen Zustand der Kontemplation zu erreichen, indem das Subjekt Wahrheiten erkennen kann, erfährt es die Degradierung hin zu einer Tätigkeit, dessen

¹ <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61769/einkommensverteilung> (Stand: 01.01.2017)

² <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61781/vermoegensverteilung> (Stand: 01.01.2017)

³ https://www.youtube.com/watch?v=8mXP_wgFWQo (besonders ab 15:09; Stand: 01.01.2017)

⁴ 1966: Arendt in einem Brief an Jaspers über das Fernsehen: „(dadurch) bekommt die Demokratie wieder ihren Sinn, sogar einen, den sie nie gehabt hat: An solchen Ansprachen nimmt das ganze Volk teil“ Arendt, Hannah/ Jaspers, Karl: Briefwechsel 1926-1969. Hrsg. von Lotte Köhler. München: Piper 1985, S. 662.

⁵ Leider können diese Begrifflichkeiten in ihren Einzelheiten, sowie Zusammenhänge und Entwicklungen in diesem Rahmen nicht detailliert ausgeführt werden. Ebenso verzichte ich auf eine kritische Auseinandersetzung mit Arendts Begriffen, da es mir nicht um diese, sondern um ihre grundsätzliche Aussage geht.

Zweck direkt in der Vita Activa verankert ist und nunmehr der Aufrechterhaltung des Lebens dient. Denken wird somit zu einer „Gehirnfunktion [...] welche die elektronischen Rechenmaschinen besser“⁶ vollziehen. Zusätzlich werden durch „Statistik, d.h. die mathematische Manipulation von Wirklichkeit“⁷ und dem Postulat des „Mensch[en] als Maß der Dinge“⁸ menschliche Angelegenheiten berechenbar. Es entsteht eine Mathematik des „Sich-Verhaltens“⁹, die ihre Verwirklichung im gesellschaftlichen Bereich, der u.a. durch die zunehmende Präsenz der Wirtschaft entstand¹⁰, als Normierung menschlichen Verhaltens findet. Das Individuum im gesellschaftlichen Raum verliert aber eben dadurch die Fähigkeit zu handeln. Wie auch das Denken, so ist auch das Handeln, und die anderen Tätigkeiten zum Zweck der Lebenserhaltung degradiert worden, eine Entwicklung die, laut Arendt, eng mit der Bedeutungswandlung zusammenhängt, die dem Leben selbst widerfahren ist: Galt in der Antike der Selbstmord als gerechtfertigte Maßnahme, einer lebensunwürdigen Existenz zu entgehen, so wurde er im Christentum zu einer unent-schuldbaren Sünde. Dieser Wert des Lebens als höchstes Gut, das zumindest im Christentum noch auf ein Leben im Jenseits ausgerichtet war, war ein weiterer Faktor, der dazu führte, Handeln, Herstellen und Arbeiten zu nivellieren – als Notwendigkeiten der Lebenserhaltung¹¹. Letztendlich prognostiziert Arendt das Entstehen einer „Gesellschaft von Jobholders“ in den Industrienationen, eine Entwicklung, die „in der tödlichsten, sterilsten Passivität enden wird, die die Geschichte je gekannt hat“¹².

Die bereits erwähnte Unzufriedenheit mit Politik und Medien wirft die Fragen auf, ob die Medien an sich Ursache dieser neuen Probleme oder lediglich deren Ausdruck sind, bzw. welche Chancen und Probleme ergeben sich für den öffentlich-politischen Raum und das Handeln?

Unsere heutige Gesellschaft ist eine Mediengesellschaft, die Massenmedien, d.h. Medien, die von einem Großteil der Bevölkerung rezipiert werden, und ein „hochgradig wettbewerbs-orientiertes [...] Mediensystem“¹³ hervorbringt. Durch diese wirtschaftliche Konkurrenz entsteht eine Machtstruktur innerhalb der potentiell rezipierbaren Themen: Um von den Massenmedien (dies betrifft besonders die Zeitung) rezipiert zu werden, müssen bestimmte Kriterien erfüllt werden.

⁶ Arendt, Hannah: Vita Activa oder Vom tätigen Leben. 13. ed.. München: Piper 2013, S. 410.

⁷ Ebd. S. 55.

⁸ Ebd. S. 390.

⁹ Ebd. S. 51; S. 55.

¹⁰ Vgl. Canovan, Margaret: Hannah Arendt. A Reinterpretation of Her Political Thought. Cambridge: Cambridge University Press 1992, S. 118.

¹¹ Vgl. Arendt: Vita Activa oder Vom tätigen Leben, S. 402f.

¹² Ebd., S. 410f.

¹³ Jarren, Otfried/Donges, Patrick: Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Band 1: Verständnis Rahmen und Strukturen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 32f.

Dadurch entstehen Auswahlverfahren, die Themen personalisieren, symbolisieren, inszenieren und komplexe Themengebiete vereinfacht darstellen, weshalb häufig polemisch-aufreizende Schlagzeilen formuliert werden, um sich von der Konkurrenz abzugrenzen und die Aufmerksamkeit des Lesers zu gewinnen. Dies führt dazu, dass die Politik auf PR-Organisationen angewiesen ist, um die öffentliche Meinung qua Massenmedien zu beeinflussen¹⁴. Gleichzeitig stellt dieses Mediensystem eine Vergrößerung des gesellschaftlichen Raumes dar, in dem Handeln unmöglich ist. Einerseits entstehen Formate wie Datingshows, die Privates öffentlich zeigen, andererseits können Politiker durch Privates öffentlich diskreditiert werden.

Durch die stetig anwachsende Informationsflut wird es dem Individuum erschwert sich zurechtzufinden, was sich besonders deutlich im Bereich des Internets zeigt. Zeitungen können diese Überflutung zwar stoppen, teilen dem Leser allerdings nur die Themenauswahl der Zeitungsredaktion mit, bzw. beeinflussen seine Meinung aufgrund der Stellungnahme derselben, wodurch sich ein medial bedingtes, manipulatives Moment ergibt. Bei einem Video ist dieses manipulative Moment ebenso vorhanden, da bei der Berichterstattung Information stets via Kamera dargestellt wird. Durch bewusst evozierte Atmosphären können bestimmte Emotionen bei den Zuschauern hervorgerufen werden, um Sympathien bzw. Antipathien zu schaffen. So können ökonomische Probleme auf eine soziale Ebene gebracht und die Perspektive auf zwischenmenschlichen Ebene angesiedelt werden. Ein sehr problematischer Effekt ergibt sich, wenn diese Strategie angewendet wird, um durch die gezielte Auswahl einzelner Photo- oder Videoausschnitte, die das ursprünglich Dargestellte so verändern dass die eigentliche Aussage der Photographie oder des Videos durch die Rezeption des Ausschnittes in sein Gegenteil gekehrt wird.

Dieses Phänomen der Manipulation bezieht seine Wirkungskraft unter anderem aus der medial bedingten Passivität der Rezipienten, die im arendt'schen Sinne keine handelnden Individuen sein können, da kein direkter Kontakt zwischen Sprecher und Publikum besteht¹⁵. Am deutlichsten zeigt sich dies natürlich am Medium Fernsehen. Die mittelbare Darstellung verhindert das sich gegenüberzutreten Gleichgestellter. Die Wirkung des Gesagten auf den Zuhörer mag die gleiche sein, doch das Reaktionsverhalten ändert sich grundlegend durch die nicht dialogisch, sondern

¹⁴ Vgl. Jarren, Otfried/Donges, Patrick: Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Band 2: Akteure, Prozesse und Inhalte. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 59-61; S. 108f.

¹⁵ Dabei macht es keinen Unterschied, ob der Zuschauer sich in seinem Wohnzimmer oder im physisch präsenten Publikum im Studium befindet, da dieser höchstens Klatschen, jedoch nicht sprechend kommunizieren darf. Für Arendt ist Sprechen mit dem Handeln verknüpft, sogar „verwandt“ (Arendt: Vita Activa oder Vom tätigen Leben, 217).

monologisch operierende Kommunikation: Der mediale Kanal funktioniert nur in eine Richtung, wodurch dem Zuschauer das Antworten versagt wird¹⁶. Dies erzeugt eine indirekte, weil mittelbare, Auseinandersetzung mit Politik. Diese Problematik hat bereits Walter Benjamin, George Duhamel, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer beschäftigt: Sie beobachteten, dass es keine Aufmerksamkeit des Zuschauers erfordere¹⁷, oder das passive Zuschauen das eigene Denken stilllege¹⁸ oder bzw. diese Kulturindustrie lediglich einen Amüsierbetrieb und dadurch nur noch eine Unterhaltungsfunktion darstelle, die für kapitalistische Jobholders als eine vergnügliche, unanstrengende Freizeitbeschäftigung funktioniert, die sie durch ihre Anspruchslosigkeit sogar langweilt¹⁹. Diese Problematik findet sich nicht nur im eigentlichen Unterhaltungsfernsehen, sondern auch in politisch-satirischen bzw. politik-kritischen Formaten, die eben hauptsächlich deshalb beliebt sind, weil sie die Zuschauer zum Lachen bringen (d.i. unterhalten), und gleichzeitig ein intellektuell-überlegenes Gefühl hervorrufen, da das nicht-handelnde Individuum sich als moralischer Unterstützer der im Bildschirm oder auf der Bühne agierenden inszenierten handelnden empfindet, wodurch weiteres Handeln des Zuschauers häufig als unnötig erscheint. Dem Internet ist hierbei eine Ausnahmestellung einzuräumen, denn grundsätzlich ermöglicht es jedem, sich im Cyberraum Ausdruck zu verschaffen und in Kommunikation mit Anderen zu treten²⁰. Fraglich ist, ob dies im arendt'schen Sinne um Handeln ist, denn diese Tätigkeit konnte für sie nur dadurch stattfinden, dass sich der Einzelne durch das Sprechen in seiner Einzigartigkeit zeigt²¹. Durch das Sprechen, bzw. Schreiben im Internet treten sich allerdings häufig anonyme Individuen gegenüber, denen nichts voneinander bekannt ist. Andererseits gibt es auch Phänomene wie z.B. das Organisieren von Demonstrationen im Internet, die zeigen, dass eine neue Art politischen Handelns durch das Internet entstehen kann. Aus dieser grenzenlosen Möglichkeit des

¹⁶ Die direkte Verweigerung funktioniert nur im Fernsehen, Möglichkeiten der Kommunikation sind Kommentarfunktionen (können gesperrt werden) und Leserbriefe (können ignoriert und nicht gedruckt werden). Außerdem handelt es sich dabei eher um ein Feedback, als um einen Dialog.

¹⁷ Benjamin, Walter: Werke und Nachlaß: kritische Gesamtausgabe. Band 16: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Hrsg. von Christoph Gödde u. Burkhardt Lindner. Frankfurt/Berlin: Suhrkamp 2013, S.243.

¹⁸ Duhamel zit. In: Benjamin: Werke und Nachlaß: kritische Gesamtausgabe. Band 16: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, S. 244.

¹⁹ Vgl. Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 21. ed. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch-Verlag 2013, S. 144f.

²⁰ Die Grundsätzliche Freiheit, Aussagen ohne Angabe von Personaldaten, die Aufschluss über Identität und Autorität der Meinung, ohne Quellen, ohne Argumentation getätigt werden können, ist einerseits eine demokratische, durchaus sehr positive Möglichkeit des Austausches, zieht jedoch eine Grundskepsis in der Bevölkerung nach sich. Erstens geht es dabei um die Skepsis an den Aussagen, zweitens wird an den Quellen selbst gezweifelt. Dies führt zu dem Paradoxon, dass gleichzeitig bestimmte Quellen nicht anerkannt, andere Behauptungen dafür ohne Quellenangabe als 'wahr' qualifiziert werden.

²¹ Vgl. Arendt: Vita Activa oder Vom tätigen Leben, S. 214.

Ausdrucks, sowie der weltweiten Distribution von Zeitung und Fernsehen im Internet entsteht das unüberschaubare Informationspotential. Dass das Individuum meistens nur das erfährt, was sich durch die Konkurrenz durchgesetzt hat oder was bereits der eigenen Meinung entspricht liegt einerseits an den Bedingungen des Marktes (s.o.), andererseits an dem Funktionieren der meist genutzten Internetseiten: Durch Algorithmen bekommt der Rezipient das vorgeschlagen, 'was ihn sonst noch interessieren könnte'. Dadurch wird es diesem besonders leicht gemacht, konträre Meinungen auszublenden. Unterstützt wird diese Meinungsblase²² durch Interessengruppierungen in den sozialen Netzwerken, die sich gegenseitig in ihrer Einstellung unterstützen, wodurch das Gefühl entsteht, den richtigen Standpunkt zu vertreten. Diese verkehrte Logik funktioniert im Kleinen auf die selbe Art und Weise wie polemisierende Massenmedien: Es entsteht eine Bevölkerungsmasse bzw. -gruppe, die, wenn sie im arendt'schen Sinne auch keine Macht besitzt, jedoch eine sehr unangenehme Stärke entwickelt, der sich einzelne Individuen argumentativ nicht entgegensetzen können. Dadurch erwächst die Ohnmacht eines oder mehreren Individuen gegenüber der Masse, wodurch sowohl das Handeln, als auch der bereits geschrumpfte öffentlich-politische Raum verschwinden. Diese Tendenz lässt sich bereits daran feststellen, dass es in einigen Gesellschaften, in denen Meinungsfreiheit herrscht, bereits ideologisch Unsagbares gibt, wie Noam Chomsky es exemplarisch an den U.S. Massenmedien feststellt: die ideologische Kontrolle der Bürger durch ideologische Axiome in einem System, in dem Kritik zwar erlaubt ist, aber es Teil des Systems ist, die Möglichkeiten des Denkbaren einzuschränken und zu limitieren²³. Dies, aber auch der Begriff 'Lügenpresse' zeigen sich die größten Probleme unserer Mediengesellschaft: Die Machtlosigkeit der einzelnen Kritiker und die Stärke der Masse. Es ist eben diese Ambivalenz, durch die die endgültige Bedeutung dieser Medien für das Handeln - obgleich deren Funktionsweisen problematisch sind - nicht nur durch das Medium, sondern durch dessen Nutzung bedingt wird, da diese Mechanismen der Medien durch den Einzelnen ausgeschaltet und umgangen werden können: Durch Selbstreflexion und Denken. Für Foucault war eben die nicht Eingeschränktheit des Denkens das, was er Kritik nannte. Dabei sei diese keine

²² Hier tritt Arendts Problematik der 'Weltentfremdung' auf, die sich durch den Individualismus in eine 'Weltflucht' verwandelt – mögliche Weltanbindungen werden dadurch Ideologischer Extremismus oder Nationalismus. Vgl. hierzu: Breier, Karl Heinz: Freiheit ist immer republikanisch. Zu Hannah Arendts Bürgerwissenschaft. In: Die Welt des Politischen. Hannah Arendts Anstöße zur gegenwärtigen politischen Theorie. Zum 20. Todestag von Hannah Arendt. Hrsg. von Hans-Peter Burmeister u. Christoph Hüttig. Rehbun-Loccum: Evangelische Akademie Loccum (Loccumer Protokolle) 1996. S. 55-68; und: Berkowitz, Roger: Solitude and the Activity of Thinking. In: Thinking in Dark Times. Hannah Arendt on Ethics and Politics. Hrsg. von Roger Berkowitz, Jeffrey Katz u. Thomas Keenan. New York: Fordham University Press 2010, S. 237-245.

²³ Vgl. Chomsky, Noam/Foucault, Michel: The Chomsky-Foucault debate. On Human Nature. New York: New Press 2006, S. 75, 102, 108f, 111.

konkrete Aussage, sondern eine Haltung, die die 'Wahrheiten' der Autoritäten nur dann annimmt, wenn sie durch eigenständiges Denken als gut empfunden wird²⁴. Dies führt uns zu einem wichtigen Punkt in Arendts Analyse zurück, denn sie argumentiert, Denken sei eine Prämisse für das Handeln, da nur durch Denken der Ausbruch aus etablierten Verhältnissen gelingt, die Limitation des Denkens jedoch eine Gefährdung für die öffentlich-politische Freiheit des Menschen und somit auch für das Handeln darstellt.

²⁴ Vgl. Foucault, Michel: Kritik des Regierens. Schriften zur Politik. Hrsg. von Ulrich Bröckling. Berlin: Suhrkamp 2010, S. 138-241.

Literatur

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 21. ed. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch-Verlag 2013.
- Arendt, Hannah: Vita Activa oder Vom tätigen Leben. 13. ed. München; Piper 2013.
- Arendt, Hannah/Jaspers, Karl: Briefwechsel 1926-1969. Hrsg. von Lotte Köhler, Hans Saner. München: Piper 1985.
- Benjamin, Walter: Werke und Nachlaß: kritische Gesamtausgabe. Band 16: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Hrsg. von Christoph Gödde u. Burkhardt Lindner. Frankfurt/Berlin: Suhrkamp 2013.
- Berkowitz, Roger: Solitude and the Activity of Thinking. In: Thinking in Dark Times. Hannah Arendt on Ethics and Politics. Hrsg. von Roger Berkowitz, Jeffrey Katz u. Thomas Keenan. New York: Fordham University Press 2010, S. 237-245.
- Breier, Karl Heinz: Freiheit ist immer republikanisch. Zu Hannah Arendts Bürgerwissenschaft. In: Die Welt des Politischen. Hannah Arendts Anstöße zur gegenwärtigen politischen Theorie. Zum 20. Todestag von Hannah Arendt. Hrsg. von Hans-Peter Burmeister u. Christoph Hüttig. Rehbur-Loccum: Evangelische Akademie Loccum (Loccumer Protokolle) 1996. S. 55-68.
- Canovan, Margaret: Hannah Arendt. A Reinterpretation of Her Political Thought. Cambridge: Cambridge University Press 1992.
- Chomsky, Noam/Foucault, Michel: The Chomsky-Foucault debate. On Human Nature. New York: New Press 2006.
- Foucault, Michel: Kritik des Regierens. Schriften zur Politik. Hrsg. von Ulrich Bröckling. Berlin; Suhrkamp 2010.
- Jarren, Otfried/Donges, Patrick: Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Band 1: Verständnis Rahmen und Strukturen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.
- Jarren, Otfried/Donges, Patrick: Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Band 2: Akteure, Prozesse und Inhalte. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.

Internetquellen:

<http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61769/einkommensverteilung> (Stand: 01.01.2017)

[http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61781/
vermoegensverteilung](http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61781/vermoegensverteilung) (Stand: 01.01.2017)

https://www.youtube.com/watch?v=8mxp_wgFWQo (Stand: 01.01.2017)

Mozarts Bäsle-Briefe



Verena Zabel
studiert Internationale
Literatur und Slavistik.

Ein Musikgenie
verwendet Fäkalhumor
im Zeitalter der
Aufklärung – Obszönität
oder Stilistik?

Über Fäkalkomik, Familiarität und Selbststilisierung

„Ma très chère Cousine! Bevor ich Ihnen schreibe, muß ich aufs Häusel gehen - - - ietzt ist's vorbei! Ach! - - nun ist mir wieder leichter ums Herz!“¹. So beginnt Mozarts Brief vom 03.12.1777 an seine Cousine Maria Anna Thekla. Bereits zu Lebzeiten war Mozart berüchtigt für sein possenhaftes Benehmen, aber auch geschätzt als Musikgenie, und auch heute noch einer der bekanntesten Musiker aller Zeiten. Lange Zeit wurden Passagen seiner Briefe (besonders der Bäsle-Briefe) auf Grund ihres Inhaltes vertuscht. Warum dies geschah möchte ich anhand von Mary Douglas' kulturtheoretischer These zur Auseinandersetzung mit dem „Anormalen“ analysieren und erläutern. Im Anschluss daran werde ich den Mozart'schen Briefstil näher betrachten: Inwiefern stilisiert er sich selbst in diesen, wie verwendet er

simulierte Mündlichkeit um räumliche Entfernung zu überbrücken und welche Wirkung wird dadurch evoziert?

In ihrem Buch *Reinheit und Gefährdung* versucht Mary Douglas die Auseinandersetzung einer Gesellschaft mit dem Anormalen erklären. In dem zweiten Kapitel postuliert sie, dass Kulturen aus bestimmten Rastern, Mustern und Schemata bestehen und durch diese vermittelt werden. Da innerhalb einer Kultur eindeutige Muster vorherrschen, und alles Vorhandene in irgendeiner Art und Weise einem bestimmten Muster zugeordnet werden muss, entsteht eine konfliktreiche Situation beim Auftauchen einer Anomalie. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie in kein

¹ Anrede des Vierten Bäsle-Briefes: Eibl, Joseph Heinz/Senn, Walter: Mozarts Bäsle-Briefe. Kassel: Bärenreiter 1978, S. 114-116. Ich folge der Nummerierung (1-9) der Briefe bei Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe. Dort sind nur die überlieferten Briefe abgedruckt, die verschollene werden deshalb nicht mitgezählt.

bestehendes Raster eingegliedert werden kann und somit eine aktive Reaktion auf ihre Existenz erzwingt. Die Reaktion darauf kann negativ oder positiv sein - entweder wird die Anomalie ignoriert, bzw. es wird daran Anstoß genommen und sie verurteilt, oder es wird versucht, neue Muster zu finden oder zu kreieren, welche es ermöglichen die Anomalie doch noch in das vorhandene System zu integrieren².

Die Briefe Mozarts, bzw. Stellen derselben (besonders die Bäsle-Briefe) wurden als Anomalie betrachtet, und je nach Reaktion genau so behandelt, wie Douglas' Theorie dies beschreibt. In der ersten Rezeptionsphase wurden die Briefe nur stark zensiert und v.a. die Bäsle-Briefe teils komplett, teils zeilenweise vertuscht. Dies geschah aus zwei Gründen: das Ansehen Mozarts sollte nicht verunglimpft werden, und die 'unanständigen' Passagen seien besonders für das weibliche Publikum, aber auch im Allgemeinen unschicklich³. Allerdings war Mozart bereits zu seinen Lebzeiten für seine Ausschweifungen bekannt und das Zensieren von Briefen kann die lebendige Erinnerung nicht verändern. Deshalb wurde die negativ bewertete Anomalie nicht nur ignoriert, sondern in Biographien Mozarts bewusst vertuscht, um somit den Komponisten vor einer Verurteilung auf Grund der Anomalität seiner Briefe zu schützen.

Die zweite Phase der Rezeption bestand darin, die Briefe zwar anzuerkennen, sie jedoch so zu deuten, dass die dort enthaltenen 'Obszönitäten' durchaus mit dem 'Genie Mozart' vereinbar waren. Dabei handelt es sich um die Vorstellung, dass seine Genialität den Ausbruch des kindlichen gebraucht habe⁴, oder er seine Spitzbübigkeit durch den bevormundenden Vater als Kind nicht hätte ausleben können. In seinen Briefen erwache er, befände sich erstmals „ohne die engste Familie und den zensurierenden und einengenden Vater [und verwende den Fäkalhumor als] „Schutz vor dem Erschrecken in diesem Erwachen“^{5,6}. Die Anomalie wurde somit als positiv bewertet und durch neue Muster erklärt. Hier ist anzumerken, dass seit ca. 1800 eine große Veränderung der gesprochenen Sprache stattfand: skatologische Aussagen, die ehemals humorvoll

² Vgl. Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen und Tabu. 1. ed. Berlin: Reimer 1985, S. 45-60.

³ Folgendes zu den zwei Rezeptionsphasen vgl. Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 13-17.

⁴ Vgl. Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 13

⁵ Brusatti, Otto: Der Korrespondenz-Amadé. In: Mozart. Experiment Aufklärung. Im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Essayband zur Mozart-Ausstellung, Hrsg. von Herbert Lachmayer. Ostfildern: Hatje Cantz 2006. S. 415-423; S. 420.

⁶ Vollständigkeitshalber sollte hier erwähnt werden, dass Mozarts Eltern seine Briefe an Maria Anna Thekla durchaus gelesen hatten, da viele Briefe als Einschlüsse an den Vater des Bäsle verschickt wurden, sowie Mozart seiner Cousine in einem Brief von seiner Mutter berichtet, die im auftrag, er solle ihr mal einen „gescheiden brief“ schreiben. Außerdem hat das Bäsle seine Briefe, in Anbetracht der damaligen Sitten, wohl kaum alleine gelesen (vgl. Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 100f). Abgesehen davon verwendeten Mozarts Eltern ähnliche Fäkalfloskeln in ihren eigenen Briefen.

aufgenommen wurden, erfuhren durch die Ästhetisierung der Sprache eine Verbannung aus der alltäglichen Sprache. Hinzu kam, dass die Lebensverhältnisse noch nicht so hygienisiert und privatisiert waren und „alle menschlich-animalischen Funktionen“⁷ noch stark das öffentliche Leben prägten, so dass „[F]äkalerotisches [...] daraus zu destillieren“⁸ oft selbstverständlich war. Außerdem wurden Verdauung und Stuhlgang als Vorgänge gesehen, die sehr eng mit der Gesundheit in Zusammenhang stehen und keinen außergewöhnlichen Teil des Gespräches darstellen⁹.

In der neueren Forschung wurden die Briefe vollständig akzeptiert und bilden die Grundlage für neue Fragestellungen, die durch präzise Wortwahl-Untersuchungen herausfinden wollen, ob es möglicherweise eine sexuelle Beziehung zwischen dem Komponisten und seiner Cousine gegeben habe¹⁰. Somit stellen die Briefe keine Anomalie mehr da, sondern werden Mittel zum Zweck der Forschung.

Wie jedoch stilisiert Mozart sich selbst in seinen Briefen und wie simuliert er physische Präsenz in einem Medium, das durch räumliche Distanz bedingt ist? Um dies zu untersuchen werde ich mich besonders auf die Bäsle-Briefe konzentrieren, die meines Erachtens nach besonders reich an Selbstinszenierung, Stilistik, Musikalität und Familiarität sind und gleichzeitig ein hohes Grad an semantischer Aussagelosigkeit erreichen.

Da Mozart Komponist war, erscheint es nur logisch, seine Briefe auf musikalischer Ebene zu untersuchen, wobei ich mich nicht so sehr mit der musikalisch-technischen, sondern mit der literarisch-grammatikalisch-musikalischen Ebene beschäftige. Im zweiten Bäsle-Brief¹¹ (Nummierung nach den neun erhaltenen Briefen) leitet der Reim „bäsle häsle“ nicht nur den Brief, sondern eine ganze Reihe weiterer Reime ein, die sich in Einschüben durch den ganzen Brief ziehen. Dabei handelt es sich häufig um unsinnige Wortwahlen wie „gesund hund“, „Papa haha“ oder „Gottes spottes“. Die Reime evozieren auf musikalischer (phonetischer) Ebene einen harmonischen Akkord, aus lexikalischer jedoch eine semantische Dissonanz, die die Heiterkeit und Ernstlosigkeit des Briefes betont. Ein weiteres Reimspielchen erlaubt sich Mozart auch bei der Darstellung seiner Körperbedürfnisse: „vielleicht will dreck heraus? - ja ja, dreck, ich kenne dich, sehe dich, schmecke dich“. Neben dem Reim spielt das Repetitive eine wichtige Rolle in

⁷ Einstein, Alfred: Mozart. Sein Charakter. Sein Werk. Neue Ausgabe. Frankfurt: S. Fischer 1968, S. 38.

⁸ Brusatti: Der Korrespondenz-*Amadé*, S.420.

⁹ Vgl. Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 47.

¹⁰ Vgl. das Vorwort von Wolfgang Hildesheimer in: Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 8-10.

¹¹ Folgende Zitate: Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S.109-112.

diesem Brief. Bestimmte Wörter werden an mehreren Stellen wiederholt (5 Mal „Curios“; 13 Mal „warum nicht“), des Weiteren variierte Wiederholungen („Nun aber etwas gescheüdes“; „Nun was recht gescheütes!“), sowie ein Motiv und dessen Krebs¹² („desto besser, besser desto“). Mozart verwendet auch unterschiedlich lange Pausen („-“; „- -“; „- - -“) in diesem Brief, die im Zusammenspiel mit den vielen „?“ und „!“ eine visuelle Textdynamik erzeugen. Dies suggeriert im Zusammenspiel mit den Repetitio „Curios“ und „warum nicht“ eine musikalische Mehrhörigkeit, die sich in einer simulierten Frage-Antwort Spielerei mit der imaginiert antwortenden Cousine zu einem großen Klangteppich akkumulieren. Diese Akkumulation spiegelt die vorhergegangene Aneinanderreihung von 16 Synonyma zu „sie schreiben noch ferners“ die eine Spannungssteigerung darstellt. Musikalisch könnte diese Anhäufung einen besonders langen Triller in Sechzehntelnoten oder eine Tonleiter (8 Töne) mit dazugehörigem Krebs darstellen.

Die Akkumulation verwendete er nicht nur um Musikalität zu simulieren, sondern auch zu selbstironischem Zwecke, wie z.B. „vergessen thut seyn müssen lassen haben“. Mozart schien sich durchaus in der deutschen Grammatik soweit ausgekannt zu haben, dass er bemerkte, dass das umgangssprachliche Anhängen des Hilfsverbs „thu[n]“ überflüssig war. Die darauffolgenden Hilfsverben parodieren dadurch seinen eigenen Schreibstil. Ähnliche grammatische Spielereien verwendete er auch im fünften Bäsle-Brief¹³. Dieser schließt mit einer Anhäufung des Verbs „sein“ in 20 Variationen des Tempus, darunter auch das grammatikalisch unsinnige „ich wurde gewesen“. Diese Selbstironie wird durch die Wirkung der textuellen Paradoxa verstärkt, die sich auch dadurch zeigt, dass Mozart sich selbst, durch sein eigenes Schreiben, widerspricht. Er schreibt „Nun aber etwas gescheüdes!“, nur um danach weiter den Possenreißer zu spielen, genauso wie er gerne mitteilt, er müsse jetzt schließen und würde den Brief anderntags weiterschreiben – tatsächlich aber folgen solchen Sätzen manchmal noch anderthalb Seiten Text, wie z.B. in dem fünften Bäsle-Brief eine Geschichte von einem Schäfer mit elftausend Schafen, die er allerdings mittendrin abbricht, um sich Zeilen lang selbst zu parodieren, wobei der Fäkalhumor nicht zu kurz kommt. Bevor er endlich den Brief beendet, folgt die bereits erwähnte „sein“-Akkumulation.

Im Gegensatz zur reichhaltigen Stilistik der Briefe sind diese auf semantischer Ebene jedoch alles andere als aufschlussreich und enthalten weder über sein persönliches Befinden, noch über sein tägliches Leben wichtige Informationen: Die Briefe lesen sich wie eine Selbstinszenierung

¹² Krebs = „(Musik) Melodie, die Ton für Ton die rückläufige Form einer anderen Melodie ist“ <http://www.duden.de/rechtschreibung/Krebs> (Stand:04.01.2017)

¹³ Folgende Zitate: Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 117-120.

Mozarts als Harlekin¹⁴. Dies erscheint aus zwei Gründen plausibel. Erstens war die Harlekin-Frage zu Mozarts Lebenszeit sehr präsent – 1761 erschien Justus Möser's Manifest zur Verteidigung des Harlekens und Lessing wandte sich bereits 1759 gegen die Vertreibung des Harlekens aus der Kunst, welche von den Vertretern des Klassizismus wie z.B. Gottsched gefordert wurde¹⁵. Zweitens lässt sich auch aus Mozarts musikalischem Werk schließen, dass er an der Diskussion selbst teilnahm. Betrachtet man die Oper „Die Zauberflöte“, so lässt sich leicht erkennen, dass der lustige Papageno nichts anderes ist, als die Reinkarnation des Harlekens im Vogelkostüm¹⁶. Bemerkenswert ist hierbei die Abwendung von der Commedia dell'arte selbst, indem Mozart seinem Papageno eine Papagena gibt, eine Harlekina für den Harlekin sozusagen, und dieser nicht mehr mit Pierrot um Colombina wetteifern muss, ohne jemals von ihr ausgewählt zu werden. Von weiterer Bedeutung für die Selbst-stilisierung Mozarts ist dessen Schreibstil, der variiert, je nachdem welche Person er adressiert.

Anhand dieser Überlegungen erscheinen die zugleich einfallsreichen, wirren und närrischen Briefe Mozarts in einem neuen Licht: Das Papier ersetzt die Bühne, der Schreiberling wird zum Schauspieler, der unter verschiedenen Masken diverse Gestalten annimmt, so z.B. zum possen-reißenden Harlekin oder zum französisch-galanten Pierrot wird und mit sich selbst um die Gunst der Colombine wetteifert. Der Briefempfänger ist das lachende Publikum, das es zu ergötzen gilt.

Aus der Selbststilisierung, Selbstironie und künstlerisch-musikalischen Stilik der Briefe lässt sich schließen, dass die kommunikative Funktion derselben nicht im Inhalt, sondern in der Form lag. Es ist der Versuch die Nichtanwesenheit des Schreibers zu kompensieren. Durch simuliertes Gespräch wie Frage-Antwort Spielereien wird Mündlichkeit evoziert, sowie Familiarität durch geheime Anspielungen (so konnte beispielsweise nicht geklärt werden, wer oder was mit dem „spuni cuni fait“ gemeint war¹⁷). In dieser freundschaftlich-familiären Atmosphäre, die durch die Vertrautheit und Heiterkeit der Briefe hervorgerufen wird, spielt auch der Fäkalhumor eine wichtige Rolle: Im Gespräch zwischen zwei Personen wird stets eine bestimmte Distanz aufrecht erhalten, die dadurch definiert wird, wie eng die Beziehung der beiden zueinander ist. Durch

¹⁴ Der Harlekin ist die Narrenfigur der Commedia dell'arte, einer „volkstümliche[n] italienische[n] Stegreifkomödie des 16. bis 18. Jahrhunderts“ (http://www.duden.de/rechtsschreibung/Commedia_dell_Arte Stand: 05.01.2017), in der bestimmte Charaktere immer mit bestimmten Masken auftraten, wodurch sie sofort erkannt wurden. Weitere wichtige Figuren sind Pierrot und Colombina. Harlekin wetteifert mit Pierrot um Colombina, bleibt aber immer der Verlierer.

¹⁵ Vgl. Bachtin, Michail M.: Rabelais und seine Welt. 1. ed. Frankfurt: Suhrkamp 1995, S.85.

¹⁶ Vgl. Borchmeyer, Dieter: Mozarts Hanswurstiaden. In: Mozart. Experiment Aufklärung. Im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Essayband zur Mozart-Ausstellung. Hrsg. von Herbert Lachmayer. Ostfildern: Hatje Cantz 2006. S. 503.509; S. 504.

¹⁷ Vgl. Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 89.

freundschaftliche Beziehung verringert sich diese Distanz und der Umgangston verändert sich, wodurch z.B. Schimpfwörter, Obszönitäten, sowie gegenseitiges Auslachen erlaubt sind und Konventionen des Gesprächsdukts nicht mehr eingehalten werden müssen¹⁸. Dies zeigt sich in den Spitznamen die Mozart seiner Cousine gibt („bässchen“, „Violonchellchen“¹⁹) bzw. in der neunzeiligen Schimpftirade im dritten Bäsle-Brief²⁰. Das Zusammenspiel dieser Faktoren beschwört eine beinahe physische Präsenz des lustigen Schreiberlings herauf, wodurch sowohl Zeit, als auch Raum durch das Medium Brief überbrückt werden können.

Mozarts Briefe oszillieren zwischen semantischer Aussagelosigkeit und witzelnden Sprüchen, welche ein sehr lebhaftes Bild vor unserem geistigen Auge hervorrufen: Vor uns, an seinem Schreibtisch, sitzt ein spitzbübisch vor sich hin lachender Jüngling, die Feder in der Hand, und schreibt seiner Cousine einen Brief. Parallel zu dieser Assoziation schrieb Mozart so, als befinde sich der Leser mit ihm in dem selben Raum, als trenne ihn nicht eine temporale und spatiale Ebene von seinem Leser; als betrete der Leser den Raum, just als Mozart ihn verlassen will: sich kurz für seine Abwesenheit entschuldigend, eilt er zum Scheißhäusle, kehrt zurück, und lässt seinem launenhaften Stil freien Lauf; treibt seine Späße mit dem Bäsle, und witzelt mit ihr über Belanglosigkeiten, wie man es unter Freunden zu tun pflegt.

¹⁸ Vgl. Bachtin: Rabelais und seine Welt, S. 65.

¹⁹ Beides in der Anrede des achten Bäsle-Brief: Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe, S. 123-125.

²⁰ Vgl. Eibl/Senn: Mozarts Bäsle-Briefe , S. 112-114.

Literatur

Bachtin, Michail M.: Rabelais und seine Welt. 1. ed. Frankfurt: Suhrkamp 1995.

Borchmeyer, Dieter: Mozarts Hanswurstiaden. In: Mozart. Experiment Aufklärung. Im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Essayband zur Mozart-Ausstellung. Hrsg. von Herbert Lachmayer. Ostfildern: Hatje Cantz 2006. S. 503.509.

Brusatti, Otto: Der Korrespondenz-Amadé. In: Mozart. Experiment Aufklärung. Im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Essayband zur Mozart-Ausstellung, Hrsg. von Herbert Lachmayer. Ostfildern: Hatje Cantz 2006. S. 415-423.

Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. 1. ed. Berlin: Reimer 1985.

Eibl, Joseph Heinz/Senn, Walter: Mozarts Bäsle-Briefe. Kassel: Bärenreiter 1978.

Einstein, Alfred: Mozart. Sein Charakter. Sein Werk. Neue Ausgabe. Frankfurt: S. Fischer 1968.

Internetquellen:

<http://www.duden.de/rechtschreibung/Krebs> (Stand:04.01.2017)

http://www.duden.de/rechtschreibung/Commedia_dell_Arte (Stand: 05.01.2017)

Die Herausgeber

Tamara Elsner

studiert an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen im

Masterstudiengang Literatur- und Kulturtheorie. Zuvor studierte sie dort Germanistik und Medienwissenschaft im Bachelor.

Bei Tintenflex kümmert sie sich vor allem um die Texte auf der Homepage, um den Facebook-Auftritt der Zeitschrift und um die Organisation der eingehenden Essays. Zudem betreut Tamara Elsner gemeinsam mit Kevin Kromphorn die Autoren.

Mit Tintenflex verbindet sie vor allem die Neugier auf andere Fachrichtungen und der Wunsch, über den eigenen Horizont hinauszusehen.

"Es heißt, man lernt nie aus - und genau zu diesem steten Lernen soll Tintenflex einen Beitrag leisten, indem wir die Neugier unserer Leser wecken, sich auch mal mit einem Thema auseinanderzusetzen, mit dem man sich vorher nie beschäftigt hat."

Kevin Kromphorn

studiert an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen Literatur- und Kulturtheorie (MA). Davor hat er bereits einen Abschluss in Medienwissenschaften und Germanistik gemacht.

Bei Tintenflex kümmert er sich um die administrativen Aufgaben der Mail- und Webseiten-Domain, organisiert die visuelle Präsentation und kümmert sich gemeinsam mit Tamara Elsner um die Betreuung der Autoren.

"An Tintenflex gefällt mir besonders, dass sich mir Einblicke in Forschungsansätze ermöglichen, von denen ich zuvor nicht einmal etwas geahnt hätte.«

Danksagung

Wir danken Dr. Mario Gotterbarm für die Unterstützung und Betreuung dieses Projekts.

Ein weiterer Dank geht an unsere Autoren:

Ohne euch gäbe es Tintenflex nicht! Wir danken euch für eure Begeisterung und für die Bereitschaft, eure Arbeiten aus Schubladen und Ordnern zu befreien und euch nochmal damit an den Schreibtisch zu setzen.

Impressum

Tintenklex ist ein Projekt im Master-Studiengang Literatur- und Kulturtheorie an der Eberhard-Karls- Universität Tübingen.

Ausgabe 1, Februar 2017

Redaktion: Tamara Elsner und Kevin Kromphorn

Covergestaltung: Tamara Elsner und Kevin Kromphorn

Kontakt:

Tamara Elsner und Kevin Kromphorn

tintenklex@gmx.de

<https://tintenklex-zeitschrift.jimdo.com>